

# Natur | Kultur

## Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie \*

Von Stefan Beck, Berlin

*Nicht immer habe die Person in der Haut  
ihre wichtigste Grenze gesehen; dies  
anscheinend erst, seit ihr Verkehr mit der  
Welt sich so unerwartet erschwert habe.<sup>1</sup>*

Der seit den 70er-Jahren für seine Thesen zur „Soziobiologie“<sup>2</sup> bekannte Biologe Edward O. Wilson veröffentlichte 1998 ein viel beachtetes Buch, in dem er zu zeigen versuchte, dass das von Naturwissenschaftlern geknüpfte kausale Erklärungsnetzwerk, das von der Quantenphysik bis zur Hirnforschung, von der Chemie bis zur Medizin reiche, inzwischen „die Schwelle zur Kultur“ berühre: Dieses Netzwerk kausaler Erklärungen habe nicht nur „die Grenze erreicht, die die Naturwissenschaften von den Geistes- und Sozialwissenschaften trennt“, sondern reiche mit der Hirnforschung, der Genetik und der „Epigenetik des Verhaltens“ weit in die angestammten Domänen der „humanities“ hinein.<sup>3</sup> Daher sei es an der Zeit, nicht nur diese Grenzregion neu zu bestimmen, sondern in Kooperation mit den Human- und Sozialwissenschaften in dieses Niemandland zwischen „Natur“ und „Kultur“ Forschungsexpeditionen zu organisieren. Wilsons Einladung zu gemeinsamen epistemischen Abenteuern ist dabei motiviert von einem aufklärerischen Wissenschaftsideal, das die Einheit der wissenschaftlichen Rationalität vor allem durch einen Erklärungstyp garantiert sieht, der als *methodischer* oder *epistemischer Reduktionismus*<sup>4</sup> bezeichnet werden kann: Psychologische Phänomene werden demnach durch die Analyse von neuronalen Aktivitätsmustern erklärbar, das Verhalten individueller Nervenzellen durch biochemische Prozesse, diese wiederum können durch physikalische Gesetzmäßigkeiten erklärt werden.<sup>5</sup>

---

\* Dieser Text lag meiner am 5.2.2008 gehaltenen Antrittsvorlesung am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin zugrunde.

1 Christian Enzensberger: Größerer Versuch über den Schmutz. Frankfurt a. Main 1980, S. 11.

2 Edward O. Wilson: Sociobiology. The New Synthesis. Cambridge Mass., London 1975.

3 Edward O. Wilson: Die Einheit des Wissens. Berlin 1998, S. 169–219; vgl. auch *ders.*: How to Unify Knowledge. Keynote Address. In: Antonio R. Damasio u. a. (eds.): Unity of knowledge: the convergence of natural and human science. (= Annals of the New York Academy of Sciences 935/1 [2001]) New York 2001, S. 12–17.

4 Hanne Andersen: The history of reductionism versus holistic approaches to scientific research. In: Endeavour 25/4 (2001), S. 153–156.

5 Für die Molekularbiologie formulierte dieses Credo Francis Crick, der maßgeblich die Struktur der DNA analysierte, pointiert: „The ultimate aim of the modern movement in biology is to explain all biology in terms of physics and chemistry.“ (Of molecules and man. Seattle 1966, S. 10). Vgl. grundlegend zu dieser Denkfigur Ernest Nagel: The structure of science. Problems in the logic of scientific explanation. Indianapolis 1961; Paul Oppenheim, Hilary

Tatsächlich häufen sich in den letzten Jahren Tagungen, wissenschaftspolitische Appelle und Forschungsinitiativen, in denen die „Integration natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Wissens“ beschworen wird. Unter Hinweis auf Studien zur Stressforschung, zur Neurophysiologie der Emotionen, zur Wechselwirkung von individueller Entwicklung und Umweltfaktoren oder Verhalten und Immunreaktionen wird argumentiert, dass es höchste Zeit sei, das „seamless web“ zwischen Natur und Kultur der systematischen wissenschaftlichen Analyse zugänglich zu machen.<sup>6</sup> Diese Appelle werden momentan durch eine Restrukturierung des akademischen Bereiches international und beginnend auch in Deutschland – etwa im Rahmen der Exzellenzinitiative – umgesetzt. Wie der Leiter der New York Academy of Sciences es beschreibt: „A powerful realignment of disciplines [is . . .] under way in the academy, reflecting the tendency toward integration of biological and social science.“<sup>7</sup> Die dominante Vorstellung einer solchen Neuausrichtung der Forschung ist dabei von der Idee einer *vertikalen Integration* des Wissens getragen, wie sie etwa Edward O. Wilson propagiert: So wie die Neurobiologie die Psychologie redefiniere, so werde die Biologie die Sozial- und Geisteswissenschaften in ihren Fragestellungen, Methoden und Theorien neu ausrichten.

Es erscheint angesichts dieser sich abzeichnenden mächtigen tektonischen Verschiebungen in der Wissenschaftslandschaft nicht ausreichend, auf die alten Antworten der *nature/nurture*-Debatte zu verweisen, aus der die Sozialwissenschaften mit einem klaren Punktsieg hervorgingen. Denn neben *alten Argumenten* einer naturwissenschaftlichen „old school“ à la Wilson wird von einer moderner argumentierenden Fraktion der Naturwissenschaft neben *neuen Befunden* auch eine fundamentale *epistemologische Kritik* dieses alten Reduktionismus ins disziplinäre Spiel gebracht: Die schärfsten Kritiker eines molekularbiologischen Determinismus sind Molekularbiologen; für sie werden die revolutionären Erkenntnisgewinne, die etwa durch die Decodierung des menschlichen Genoms oder die Analyse des Metabolismus ermöglicht werden, durch ein Festhalten an alten Konzepten und linearen Erklärungsmodellen verspielt.<sup>8</sup> Erkenntnisfortschritt setze voraus – so etwa der kanadische Biologe Michael J. Meaney –, dass die überkommene Gegenüberstellung von Natur | Kultur ersetzt werde durch ein Verständnis lebendiger Prozesse, die als

---

*Putnam*: Unity of science as a working hypothesis. In: *Herbert Feigl, Michael Scriven, Grover Maxwell* (eds.): *Concepts, Theories, and the Mind-Body Problem*. (= Minnesota Studies in the Philosophy of Science, Vol. II.) Minneapolis 1958, S. 3–36.

6 Vgl. hierzu exemplarisch die Diskussionen der interdisziplinären Tagung „Unity of Knowledge: The Convergence of Natural and Human Science“, veröffentlicht als *A.R. Damasio u. a.* (eds.): *Unity* (wie Anm. 3).

7 *Henry Moss*: Introduction. *Unity of Knowledge*, circa 2000. In: *A.R. Damasio u. a.* (eds.): *Unity* (wie Anm. 3), S. 1–11, hier S. 7.

8 *Michael J. Meaney*: Nature, Nurture, and the Disunity of Knowledge. In: *A.R. Damasio u. a.* (eds.): *Unity* (wie Anm. 3), S. 50–61, hier S. 50; vgl. hierzu auch *Bruce S. McEwen*: Introduction to Part II. *Beyond Nature-Nurture: Genes, Brain, and Behavior*. In: *A.R. Damasio u. a.* (eds.): *Unity* (wie Anm. 3), S. 39–41.

*emergent*, als Resultat der *Interaktion von Natur und Kultur* konzeptualisiert werden müssten: „There are no genetic factors that can be studied independently of the environment, and there are no environmental factors that function independently of the genome.“<sup>9</sup> Das konzeptionelle Gerüst eines solchen neuen Paradigmas der Biologie bilden dabei Komplexitätstheoretische Ansätze, die den alten Reduktionismus – wie er für die Newton'sche Naturwissenschaft charakteristisch war – für die Erklärung lebender Systeme radikal verabschieden: Hier wird von einem Konzept unterschiedlicher „hierarchical levels of organization“ ausgegangen, wobei jede Ebene „is both governed by emergent laws that do not appear at the lower levels of organization.“<sup>10</sup> Dabei seien die übergeordneten Ebenen zwar durch ihre Komponenten eingeschränkt (= Aufwärts-Kausalität, d. h. die Aktivität von Zellen wird durch die möglichen Reaktionen der in ihr enthaltenen Proteine gesteuert), doch sei die Funktionsweise der Gene in einer Zelle ebenso abhängig vom „organischen Milieu“ oder der Umwelt, in dem sie operierten (Abwärts-Kausalität). Komplexe Systeme müssten daher als *nicht-lineare, offene* und *modulare Systeme* konzeptualisiert werden, die mit mechanisch-deterministischen Theorien nicht vollständig erklärbar seien.<sup>11</sup> Aus einer wissenschaftstheoretischen Perspektive ist dabei offensichtlich, dass die Annahme unterschiedlicher „levels of organization“ Ergebnis einer *Ko-Konstruktion* von Phänomenen, Instrumenten, Methoden und „Fakten“ ist, die einen kontinuierlichen Phänomenbereich in pragmatischer Hinsicht gliedern;<sup>12</sup>

---

9 *M. Meaney*: Nature, Nurture (wie Anm. 8), S. 51. Seine Kritik richtet sich u. a. gegen konventionelle „Risiko-Faktoren-Analysen“ der Humangenetik: „Children of depressed parents commonly not only inherit genes that confer an increased risk for depression, but also they inherit the depressed parent. Attempting to tease one apart from the other is, it seems to me, substantially less interesting than identifying the relevant genes and parenting styles (as well as the myriad of other relevant factors) and then understanding how one alters the expression of the other so as to create the conditions from which depression emerges. The latter approach would also seem to hold the hope for treatment, and possibly intervention“ (Ebd., S. 58).

10 *Fulvio Mazzochi*: Complexity in biology. Exceeding the limits of reductionism and determinism using complexity theory. In: EMBO Reports 9/1 (2008), S. 10–14, hier S. 11; vgl. grundsätzlich zum Konzept der Emergenz *Claus Emmesche, Simo Koppe, Frederik Stjernfelt*: Explaining emergence: Towards an ontology of levels. In: Journal of General Philosophy of Science 83 (1997), S. 83–119.

11 *Marc H.V. van Regenmortel*: Reductionism and complexity in molecular biology. In: EMBO Reports 5/11 (2004), S. 1016–1020; vgl. grundlegend auch *Murray Gell-Mann*: What Is Complexity? In: Complexity 1/1 (1995/96), S. 1–9.

12 Die Wahl eines Beobachtungssystems (Genaktivitäten, metabolische Dynamiken auf zellulärer Ebene, etc.) zieht die Entwicklung spezifischer Beobachtungsinstrumente nach sich, die Daten produzieren, die wiederum eine spezifische Modellbildung ermöglichen. Die Wahl des „Systems“ erfolgt dabei zwar auf der Basis verfügbarer Instrumente und disziplinärer Konventionen ‚willkürlich‘, was sinnvoll als „System“ behandelt werden kann, ist jedoch durch den Grad belegbarer „Selbstreferentialität“ der jeweiligen Beobachtungseinheit bestimmt. Vgl. hierzu *Niklas Luhmann*: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. Main 1990, S. 481f.

in dieser Hinsicht sind die Begriffe Aufwärts- und Abwärts-Kausalität stets mit konstruktivistisch informierter Vorsicht zu genießen.

Aus mehreren Gründen sind diese Debatten auch für die Europäische Ethnologie nicht unerheblich: Einerseits muss sich das Fach gegenüber interdisziplinären Kooperationsanforderungen oder -angeboten verhalten, die es in neuen Konstellationen mit den Naturwissenschaften zusammen bringt (wie etwa die außereuropäische Ethnologie der FU Berlin im Exzellenz-Cluster „Emotionalität“, die Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin in verschiedenen Konstellationen mit der Charité), zumindest aber sollte es sich darauf einstellen, dass die nature/nurture-Debatte mit neuen Spielsteinen, Regeln und Spielern wieder eröffnet ist. Andererseits – und dies ist der interessantere Aspekt – erlauben emergenztheoretische Ansätze die Frage zu stellen, wie „Kultur unter die Haut geht“, wie also die *Relation von Kultur und Soma, sozialen Umständen und körperlichen Zuständen* neu zu denken sei: Welche körperlichen Effekte haben etwa sozial differente Lebensstile? Welche materialen Effekte haben unterschiedliche Interpretationen körperlicher Zustände?<sup>13</sup> Fragen dieses Typs sind dabei in hohem Maße anschlussfähig an Frage- und Problemstellungen, wie sie am Beginn der Fachgeschichte der Anthropologie/Volkskunde *auch* gestellt wurden; einige dieser Aspekte werden unten aufgegriffen.

Allerdings – dies muss zugegeben werden – kann das Fach (verstanden in einem weiten Sinne als die deutschsprachigen Ethnologien, Sozial- und Kulturanthropologien, Volkskunden) nicht viele neuere empirische Befunde, methodologische Vorschläge oder gar theoretische Überlegungen in diese Diskussionen einbringen. Auch für die Europäische Ethnologie lässt sich von einem *cordon sanitaire* sprechen, der gegenüber den Biowissenschaften und der Medizin errichtet worden ist. Diese Diagnose gilt im Falle der deutschsprachigen Ethnologie selbst für die sehr punktuellen thematischen Berührungspunkte der Medizinethnologie mit den Lebenswissenschaften – hier werden vor allem Fragen aufgegriffen, die *in der Peripherie* des medizinischen Systems angesiedelt sind. Der Körper kommt hier vor allem als Instrument der Symbolisierung in den Blick oder als Gegenstand von (Krankheits-)Erfahrung und -Interpretation. Diese Thematisierungslinie nimmt damit Impulse, wie sie etwa Marcel Mauss, Mary Douglas oder Maurice Merleau-Ponty<sup>14</sup> in den Fachdiskurs einführten, nur *selektiv*, d. h. verkürzt um die physiologische

---

13 Vgl. hierzu ausführlich Jörg Niewöhner, Christoph Kehl, Stefan Beck: Wie geht Kultur unter die Haut – und wie kann man dies beobachtbar machen? In: *Dies.* (Hrsg.): *Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaft.* (= VerKörperungen, 1) Bielefeld 2008, S. 7–27.

14 *Marcel Mauss*: Die Techniken des Körpers. In: *Ders.*: Soziologie und Anthropologie. Gabentausch, Soziologie und Psychologie, Todesvorstellungen, Körpertechniken, Begriff der Person. Bd. 2. Frankfurt a. Main 1989, S. 197–220; *Mary Douglas*: Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur.

Ebene und damit verarmt, auf. Ich möchte im Folgenden einige der Gründe<sup>15</sup> für diese auffällige Distanz angeben; dabei soll verdeutlicht werden, warum ohne eine grundsätzliche Umstellung von Theoriekonzepten, Denkstilen und Methodologien diese Distanz nicht verringert werden kann.<sup>16</sup> Ziel ist es dabei, einen möglichen Beitrag der Ethnologie zu den Diskussionen zwischen Sozial- und Lebenswissenschaften zu skizzieren, einen Beitrag allerdings, der die historisch gewachsenen *Differenzierungsgewinne* ethnologischen Wissens nicht verspielt. Der Zeitpunkt für ein solches Vorhaben erscheint mir günstig, weil sich – wie oben dargestellt – in den Lebenswissenschaften ein *neues, kontextualistisch geprägtes Verständnis dynamischer Materialität* abzuzeichnen beginnt.<sup>17</sup> Ein weiteres Ziel besteht darin, statt einer epistemologisch naiven „vertikalen Integration“ unterschiedlicher Wissensbestände – wie sie von Edward O. Wilson und anderen propagiert wird – die Vorzüge einer „horizontalen Kooperation“ unterschiedlicher Disziplinen im Modus der Forschung zu verdeutlichen, bei der lebenswissenschaftliche wie sozialwissenschaftliche Perspektiven, Methoden und Vokabulare auf gemeinsam definierte Probleme gerichtet werden.<sup>18</sup> Und schließlich ist zu hoffen, dass eine intensivere Auseinandersetzung mit komplexitätstheoretischen Ansätzen die fatale Neigung der Ethnologie

---

Frankfurt a. Main 1986, erstmals veröffentlicht als „Natural Symbols“; *Maurice Merleau-Ponty*: Phänomenologie der Wahrnehmung. (= Phänomenologisch-psychologische Forschungen, 7) Berlin 1966.

- 15 Diese Gründe können fachhistorisch betrachtet überwiegend als *gute* Gründe angesehen werden, da mit der Distanzierung gegenüber biologistischen Erklärungsansätzen eine beachtliche Modernisierung des Faches in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts verbunden war. Im Folgenden wird jedoch die These vertreten, dass die notwendige Distanzierung von biologistisch-deterministischen oder gar rassistischen Theorien nicht dazu führen muss, Physiologie und Körperlichkeit aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive ebenfalls zu „entsorgen“: Das Kind kann in der Wanne bleiben, auch wenn das – sehr trübe – Wasser gewechselt wird.
- 16 Um diese epistemologische Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften zu überbrücken, hilft es wenig, auf die gemeinsamen Wurzeln beider Zweige der Wissenschaft in der Rationalität der Aufklärung zu verweisen, wie dies etwa Jürgen Mittelstraß kürzlich zum Ausklang des Jahres der Geisteswissenschaften tat (vgl. Jürgen Mittelstraß: Der Geist und die Geisteswissenschaften. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), 14.1.2008, S. 7), ist es doch gerade diese Rationalität, die diese *Trennung* erst ermöglicht und vorangetrieben hat; hierzu siehe unten.
- 17 Vgl. etwa zum Potenzial der „Systembiologie“, dass die in der Molekularbiologie und Medizin noch vorherrschenden reduktionistischen Verständnisse überwinden soll. Hans V. Westerbhoff, Bernhard O. Palsson: The evolution of molecular biology into systems biology. In: Nature Biotechnology 22/10 (2004), S. 1249–1252.
- 18 Der US-amerikanische Kulturanthropologe Richard A. Shweder etwa, der kulturvergleichend zu Fragen der Kognition und Emotion arbeitet, plädiert für einen „confusionist“-Ansatz, bei der unterschiedliche disziplinäre Standpunkte erhalten bleiben müssen: „the knowable world is *incomplete* if seen from any one point of view, *incoherent* if seen from all points of view at once, and *empty* if seen from ‚nowhere in particular‘. Given the choice between incompleteness, incoherence, and emptiness, the best option is to opt for incompleteness, staying on the move between different points of view.“ (A Polytheistic Conception of the Sciences and the Virtues of Deep Variety. In: A.R. Damasio u. a. (eds.): Unity (wie Anm. 3),

hin zu einem schlecht theoretisierten<sup>19</sup> und oft ins Vitalistische kippenden Holismus ‚aufklären‘ kann, der durch die Zutat eines idealistischen Konstruktivismus nicht gerade an Schärfe gewinnt.<sup>20</sup>

### I. Enthybridisierung von Natur | Kultur

Die Erwartung, dass gerade die Ethnologie zu den Diskussionen der Lebenswissenschaften einen Beitrag leisten könnte, entsteht dabei bezeichnenderweise weniger in unserem Fach als vielmehr in anderen Disziplinen oder bei sympathisierenden Beobachtern, die dem Medizinbetrieb oder der sich in den zurückliegenden Jahren zunehmend genetisierenden Biologie<sup>21</sup> skeptisch gegenüber stehen. Was von der Ethnologie genau erwartet wird, bleibt zwar oft diffus, doch gelegentlich scheint die Hoffnung auf eine *anti-reduktionistische Korrektur* „biomedizinischer“ Körperkonzepte durch, wird ein *Komplexitätsgewinn* erwartet, indem Krankheit und Krankheitsentstehung im kulturellen Kontext erklärt wird, wird ein *Kritikgewinn* durch Kulturvergleich erhofft. Und man hört als Ethnologe bisweilen den Satz: Früher habt ihr das doch mal gemacht!

Dass wir *das* nicht mehr machen, ist unter anderem Ergebnis eines Prozesses, der sich als eine *epistemische Enthybridisierung* charakterisieren lässt: Das moderne Denken, so die These des französischen Ethnologen und Soziologen Bruno Latour, erzeuge eine spezifische kategoriale Trennung zwischen zwei grundsätzlich unterschiedenen ontologischen Zonen: der Kultur einerseits und der Natur andererseits, zwischen menschlichen Wesen auf der einen und nicht-menschlichen Entitäten auf der anderen Seite.<sup>22</sup> Diese Reinigungs- oder Enthybridisierungsarbeit setze mit der ersten Aufklärung ein, in der es um die rationale Erklärung der Natur durch naturwissenschaftliche Erkenntnis ihrer Gesetzmäßigkeiten gegangen sei: die „Entzauberung“ der Welt, die Zurückdrängung magischer Weltbilder, um mit Max Weber zu

---

S. 217–232, hier S. 222, kursiv SB.) Dieser *Verwirrung stiftende* Ansatz sollte systematisch, durch interdisziplinäre Experimente gemeinsamen Forschens und vor allem gemeinsamer Daten-Interpretation erprobt werden; vgl. hierzu unten.

- 19 Vgl. stattdessen *Anne Harrington*: Die Suche nach Ganzheit. Die Geschichte biologisch-psychologischer Ganzheitslehren: Vom Kaiserreich bis zur New-Age-Bewegung. Reinbek bei Hamburg 2002.
- 20 Analog hierzu plädieren *C. Emmeche, S. Koppe, F. Stjernfelt* (Explaining emergence. [wie Anm. 10], S. 90) für eine rigorose „Devitalisierung“ des Konzeptes der Emergenz, das einige vitalistische Konnotationen aus dem Holismus, seinem Vorläufer-Begriff, als Erbschaft übernommen habe.
- 21 Vgl. hierzu *Stefan Beck*: Medicalizing Culture(s) or Culturalizing Medicine(s)? In: *Regula Valerie Burri, Joe Dumit* (eds.): Biomedicine as culture: instrumental practices, technoscientific knowledge, and new modes of life. (= Routledge studies in science, technology, and society, 6) New York u. a. 2007, S. 17–33; *Adele E. Clarke u. a.*: Biomedicalization: Technoscientific transformations of health, illness, and US biomedicine. In: *American Sociological Review* 68/2 (2003), S. 161–194.
- 22 *Bruno Latour*: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin 1995, S. 13–21.

sprechen.<sup>23</sup> Dieser ersten Phase der Aufklärung habe sich eine zweite angeschlossen, in der sich die sozialwissenschaftliche Kritik gegen Naturalisierungstendenzen in den sich gründenden Gesellschaftswissenschaften selbst richtete; diese Phase ist mit der Ausdifferenzierung der Soziologie und auch der Anthropologie verbunden.<sup>24</sup>

Diese säuberliche Trennung in natürliche, soziale und kultürlche Phänomene erzeugt nun aber eine Klasse von Residualphänomenen, die dieser Enthybridisierungsarbeit hartnäckig Widerstand leisten. Dabei hat gerade die Ethnologie in ihrer Fachgeschichte unbestritten Talent bewiesen, solche rätselhaften Phänomene zu beschreiben. Um zwei Beispiele solcher Rätsel zu skizzieren: 1942 stellte der amerikanische Mediziner Walter B. Cannon in der Zeitschrift *American Anthropologist* die Frage, ob man an Verhexung sterben könne, wie es in der ethnologischen Literatur immer wieder beschrieben worden sei.<sup>25</sup> Dieses exotische Phänomen wies für ihn auffällige Parallelen zu zahlreichen Todesfällen durch „shell shock“ („Kriegszittern“) auf, die er selbst in den Lazaretten des Ersten Weltkrieges beobachtet hatte und bei denen Soldaten ohne erkennbaren Grund nach einer eher leichten Verletzung gestorben waren. Um dieses Rätsel zu lösen, formulierte er es zu folgendem Problem um: Welches *Zusammenspiel sozialer, psychischer und physiologischer Prozesse* könnte den plötzlichen Zusammenbruch der Lebensfunktionen auslösen? Ich komme später auf seinen Erklärungsansatz zurück, wichtig ist mir hier nur der Befund, dass das von Cannon formulierte Problem vor dem Hintergrund klassischer medizinischer „disciplinary matrices“<sup>26</sup> aus Problemstellungen, Methoden, Theorien und Erklärungsmodellen nicht beantwortbar war.

Ein ähnlich gelagertes Problem wurde in einem kürzlich im *New England Journal of Medicine* veröffentlichten Artikel thematisiert: Bei der Analyse eines Datensatzes, der die Gesundheitsgeschichte von mehr als 12.000 Amerikanern zwischen 1971 und 2003 umfasst, stellten die beiden Mediziner Nicholas Christakis und James Fowler fest, dass das Risiko einer Person, in Zukunft dick zu werden, dann stark erhöht ist, wenn sie mit einer übergewichtigen Person gleichen Geschlechts befreundet war. Interessanterweise ist dieses Risiko höher als zwischen Ehepartnern, Geschwistern, Nachbarn oder Personen, bei denen es wahrscheinlich ist, einen ähnlichen Lebensstil zu teilen. Die Autoren schlossen aus ihren Daten: „Adi-

---

23 Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. 5. rev. Aufl., Tübingen 1985, hier S. 308.

24 B. Latour: *Wir sind nie modern gewesen* (wie Anm. 22), S. 50–53.

25 Walter B. Cannon: „Voodoo“ Death. In: *American Anthropologist*, New Series 44/ 2 (1942), S. 169–181.

26 In der zweiten, revidierten und um ein Postskriptum erweiterten Auflage seines Buches „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ (Frankfurt a. Main 1991) führt Thomas Kuhn statt des oszillierenden und oft kritisierten Begriffs „Paradigma“ dieses Konzept ein, das in der deutschen Übersetzung wenig glücklich mit „disziplinärem System“ übersetzt wurde (S. 194); hierdurch wird der *heterogene Charakter* von Theorien, Methoden, Praxisformen und Instrumentierungen, die von Wissenschaft in Gang gesetzt werden, eher unterbetont.

positas scheint sich über soziale Beziehungen zu verbreiten.“<sup>27</sup> Auch hier gilt: Einfache Erklärungen dieses rätselhaften Zusammenhanges kann weder die Medizin, noch die Psychologie oder die Sozialwissenschaft anbieten. Momentan erscheinen lediglich *formale Beschreibungssprachen* – die etwa netzwerktheoretisch Beziehungen zwischen einzelnen Faktoren visualisieren – geeignet, (noch unverstandene) Zusammenhänge zu verdeutlichen.<sup>28</sup> Wenn jedoch nach konkreten *Wirkungsmechanismen* gefragt wird, bieten sich keine naturwissenschaftlichen Erklärungen an – solche Phänomene liegen außerhalb der erfolgreich durch die Trennung von Natur und Kultur enthybridisierten disziplinären Wissensbestände. Es ist jedoch zu vermuten, dass eine Erweiterung des Habitus-Konzeptes Ansätze für eine Lösung solcher Rätsel bieten kann – eine Option, die unten aufgegriffen wird.

Natürlich schildert Latour die wissenschaftsgeschichtlichen Verwicklungen völlig unzureichend, zumal sich die Fachentwicklung etwa in Deutschland, Frankreich, Skandinavien, Großbritannien oder den USA sehr unterschiedlich vollzog.<sup>29</sup> Wichtig erscheinen mir aber zwei Hinweise, die generalisierbar sind: *Erstens*, dass die Entwicklungen der Soziologien ebenso wie der Ethnologien auch international sehr eng mit dem Projekt der Enthybridisierung, der angestrebten säuberlichen Trennung der Sphären von Natur und Kultur verbunden waren. Im Falle der Ethnologie produzierte dies jedoch *spezifische Paradoxien*, weil Ethnologen in ihrer Forschungspraxis stets mit Phänomenen konfrontiert waren, an denen sich die epistemischen Maschinen der Enthybridisierung immer wieder verhakten, nämlich an Denk- und Handlungssystemen, in denen sich der in westlich-industrialisierten, dominanten Kulturen typische Gegensatz zwischen Natur und Kultur nicht finden ließ: in nicht-westlichen Kulturen ebenso wie in dominierten (Sub-)Kulturen der „eigenen“ Gesellschaften. Für Ethnologen stellte sich daher in verschärfter Form immer wieder die Frage, wie sie als Beobachter den Zusammenhang zwischen Natur und Kultur jenseits des ethnozentrisch-wissenschaftlichen *common sense* konzeptualisieren sollten. Die Frage, welche Rolle der im Fach grassierende Primitivismus dabei spielte, dieses Spannungsverhältnis von Natur und Kultur durch Temporalisierung zu entschärfen,<sup>30</sup> kann hier jedoch nicht weiter verfolgt werden.<sup>31</sup>

---

27 *Nicholas A. Christakis, James H. Fowler: Spread of Obesity in a Large Social Network over 32 Years.* In: *New England Journal of Medicine* 357/4 (2007), S. 370–379; *Giorgio Tamburini u. a.: The Spread of Obesity in a Social Network.* In: *New England Journal of Medicine* 357/18 (2007), S. 1866–1868.

28 *Albert-László Barabási: Network Medicine – From Obesity to the „Diseaseome“.* In: *New England Journal of Medicine* 357/4 (2007), S. 404–407.

29 Vgl. zu den durch eine gemeinsame Sprache getrennten Anthropologien in den USA und Großbritannien etwa *Edmund Leach: Review: Writing Anthropology – Reviewed Work: Works and Lives: The Anthropologist as Author*, by Clifford Geertz. In: *American Ethnologist* 16/1 (1989), S. 137–141.

30 Vgl. etwa *Johannes Fabian: Time and the other. How anthropology makes its object.* New York 1983; *Adam Kuper: The invention of primitive society. Transformations of an illusion.* London u. a. 1988; *Michel-Rolph Trouillot: Anthropology and the savage slot. The poetics*



Der *zweite* Hinweis von Latour ist nicht weniger wichtig: Diese kategoriale Trennung zwischen Natur und Kultur hindere insbesondere die Sozialwissenschaften, mit hybriden Phänomenen, etwa mit *kulturiertes Natur*, mit *Technologien*, oder *naturalisierter Kultur*, theoretisch und methodologisch angemessen umzugehen. Gerade im beginnenden *post-darwinistischen* Zeitalter der Biologie,<sup>32</sup> in dem durch planmäßige Interventionen auf molekularer Ebene eine ‚künstliche‘ Natur geschaffen wird, ist diese alte kategoriale Trennung tatsächlich Erkenntnis verhin-dernd. Mit beiden Punkten ist auf die Dringlichkeit – aber auch auf die Schwierigkeiten – hingewiesen, die eine Re-Konzeptualisierung des Verhältnisses von Natur und Kultur impliziert: Sie muss sich mit einer hundertjährigen Scheidungs-geschichte von Sozial- und Biowissenschaften auseinandersetzen. Ich möchte im Folgenden die These vertreten, dass die Ethnologie hierzu einen Beitrag leisten kann, gerade weil sie – im Latour’schen Sinne – nie so richtig modern sein konnte oder wollte.

## II. Die Beobachtung der Biologie und die „Integrativität“ ethnologischen Denkens

Spätestens hier ist eine Präzisierung angebracht, um was es sich denn substanziell bei dem Beitrag der Ethnologie zu den Diskussionen um die Lebenswissen-schaften handeln könnte. Geordnet nach den leitenden Fragestellungen lassen sich prinzipiell *drei Optionen*<sup>33</sup> unterscheiden: 1. *ethnologische Analysen der Wirkungen, die die Lebenswissenschaften auf alltägliche Praxisformen und Denkstile entfalten. Wie transformiert Wissenschaft und Biotechnologie das Alltagsleben?* Die Mitarbeiter der

---

and politics of otherness. In: *Richard Gabriel Fox* (ed.): *Recapturing Anthropology. Working in the Present.* (= School of American Research advanced seminar series) Santa Fé 1991, S. 17–44.

31 Vgl. grundlegend *Bernd Jürgen Wärlenken*: *Die Ethnographie populärer Kulturen. Eine Einführung.* Wien u. a. 2006, insbes. S. 17–90, zum „Leitmotiv Primitivität“ für die Arbeit der Ethnologie/Volkskunde.

32 Den Begriff *Post-Darwinismus* prägte der Biologe *Carl Woese* in mehreren Artikeln (*A New Biology for a New Century*. In: *Microbiology and Molecular Biology Reviews* 68/2 [2004], S. 173–186; *Nigel Goldenfeld, Carl Woese*: *Biology’s Next Revolution*. In: *Nature* 445/25 [2007], S. 369). Er vertritt die These, dass die von Darwin beschriebenen Gesetze der Evolution die für die frühe Phase der Entstehung des Lebens typischen *genetischen Transfers zwischen (Bakterien-)Arten* nicht zutreffend erfassen könne. Und auch die Möglichkeiten der *synthetischen Biologie*, die durch Transfers von Genen zwischen getrennten Arten charakterisiert sei (etwa zwischen Tiefseefischen und Tomaten, um die neue Sorte „flavr-Savr“ zu kreieren), könne im Paradigma der klassischen Evolutionstheorie nicht angemessen konzeptualisiert werden. Die Darwin’sche Evolutionstheorie erfasse daher nur *eine* Phase biologischer Entwicklung; vgl. hierzu auch *Freeman Dyson*: *Visionen grüner Technik. Kann eine Evolution der Genetik Fortschritt und Ökologie versöhnen?* In: *Lettre International* (2007), S. 68–71.

33 Vgl. zu einer ähnlichen Unterscheidung *Tim Ingold*: *Introduction. Anthropology after Darwin*. In: *Social Anthropology* 12/2 (2004), S. 177–179.

am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität in den letzten Jahren aufgebaute Arbeitsgruppe „Sozialanthropologie und Lebenswissenschaften“, die mehrere Drittmittelprojekte integriert, haben in den letzten Jahren für diesen Bereich wichtige Impulse in der Lehre und vor allem der Forschung gegeben.<sup>34</sup> Davon unterscheiden lassen sich 2. *ethnologische Analysen lebenswissenschaftlicher Praxisformen und Denkstile*, also Studien, die dem Feld der ethnografisch verfahrenen Wissenschaftsforschung und den *science and technology studies* zuzurechnen sind.<sup>35</sup> Obwohl sie im Feld der deutschsprachigen Ethnologie eher exotisch erscheinen mögen, sind diese Projekte methodisch wie theoretisch in einem international als innovativ anerkannten Kompetenzbereich der Disziplin angesiedelt. Bei den bearbeiteten Problemen geht es um Praxisformen und Institutionen, um Denkstile und Kosmologien, um Krankheitswahrnehmung und Gesundheitskonzepte in Wissenschaft und Alltag, die aus kulturalistisch-historischer Perspektive thematisiert werden. Hier ist die Kompetenz des Faches unstrittig, eine Aussage, die für einen weiteren Problemkomplex so noch nicht möglich erscheint.

Denn bei diesem 3. *Problembereich, dem möglichen Beitrag, den Ethnologen zu den Fragestellungen der Lebenswissenschaften selbst leisten können*, befinden wir uns nicht nur klar außerhalb des in Deutschland anerkannten Diskursbereichs der Ethnologie, sondern plötzlich in einem Feld, das durch vielfältige Gemengelagen und nicht minder komplizierte Etikettenlagen charakterisiert ist. Und wir befinden uns hier nur noch teilweise in guter Gesellschaft: Neben wissenschaftlich hochkarätigen Einrichtungen wie dem Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig, den unter dem Stichwort *Public Health* firmierenden Gesundheitswissenschaften, der Medizingeschichte oder ambitionierten Programmen zur *Medical Anthropology* an einigen nordamerikanischen, britischen und französischen Universitäten gibt es eine Vielzahl von Instituten, deren theoretische Ausrichtung der klassischen Soziobiologie sehr ähnelt. Die Brisanz des hier angelegten Konfliktpotenzials zeigt sich nicht zuletzt in den theoretischen, methodischen und persönlichen Zerwürfnissen, die mehrere US-amerikanische Departments für Anthropologie, die noch am „four field approach“ – der Integration von kulturellen, sprachwissenschaftlichen, archäologischen und naturwissenschaftlichen Fragestellungen – festgehalten hatten,<sup>36</sup> in den vergangenen Jahren entlang der Natur-Kultur-Dichoto-

---

34 Am Berliner Institut rechnen hierzu etwa das EU-Projekt „Challenges of Biomedicine“ (Karin Amelang), das Teilprojekt „Verwandtschaftskulturen“ des SFB 640 „Repräsentationen sozialer Ordnung im Wandel“ (Sabine Hess, Nevim Çil und Maren Klotz) sowie der Forschungsverbund „Präventives Selbst“ (Jörg Niewöhner, Michalis Kontopodis, Tom Mathar). Ein aktueller Überblick über Mitarbeiter, Forschungsthemen und -ergebnisse findet sich unter <http://www.csal.de>.

35 Hierzu rechnen etwa das Projekt zur Nahrungskultur und Nutrigenomik (Susanne Bauer, Christine Bischof, Stephan Haufe), Teile des schon erwähnten Verbundes „Präventives Selbst“ (vor allem das Teilprojekt von Jörg Niewöhner) sowie der Forschungsverbund „Sozialanthropologie und Lebenswissenschaften“, der zuerst von Jörg Niewöhner und jetzt von Estrid Sørensen geleitet wird.

mie spalteten. Dieses „old ideal of anthropology as a comprehensive science of human nature and culture“<sup>37</sup> wurde von George Stocking noch Ende der 1980er-Jahre halb ironisch als das „sacred bundle“ der US-amerikanischen Anthropologie bezeichnet.<sup>38</sup> Doch dieses heilige Bündel wird in den letzten Jahren immer schneller aufgeknüpft:<sup>39</sup> 1997 trennte sich etwa das Department of Anthropology der Stanford University mit beträchtlichem Getöse in ein Department für „cultural and social anthropology (CASA)“ und in ein Department, das Fragestellungen der „gene-culture-coevolution“ weiterverfolgen möchte. 2005 erteilte das Institut in Harvard das gleiche Schicksal.<sup>40</sup> Bei diesen Auseinandersetzungen ging es – wie immer im Feld der Wissenschaft – auch um Eitelkeiten, Stellenbesetzungen und Zugang zu Drittmitteln.<sup>41</sup> Wichtig im hier diskutierten Zusammenhang sind jedoch die für die Spaltungen *offiziell* angeführten Gründe: Im Zentrum der Konflikte steht die Erklärungsreichweite biologischer Ansätze im Verhältnis zu kulturalistisch argumentierenden Modellen, und es geht um die Anwendbarkeit evolutionistischen Denkens auf menschliche Natur und Kultur. Strittig ist vor allem, ob die Ausdehnung des Erklärungsparadigmas der Biowissenschaften auf soziale Phänomene theoretische Gewinne ermöglicht oder ob die Anwendung eines einheitlichen

- 
- 36 James Clifford wies kürzlich zu Recht darauf hin, dass die amerikanische Anthropologie in ihrer Geschichte als intellektuelles Feld fungiert habe, das wichtige Verbindungen zwischen disziplinär zunehmend getrennten Diskursen, Theorien und methodologischen Zugängen hergestellt habe; diese Verbindungen würden nun *dis-artikultiert*. Vgl. James Clifford: Rearticulating Anthropology. In: Daniel A. Segal, Sylvia J. Yanagisako (eds.): Unwrapping the sacred bundle: reflections on the disciplining of anthropology. Durham u. a. 2005, S. 24–48.
- 37 Mary K. Shenk: Emory University Graduate Program in Anthropology. In: Anthropology News (2006), S. 45–46, hier S. 46.
- 38 George Stocking: Guardians of the sacred bundle: the American Anthropological Association and the representation of holistic anthropology. In: Saul B. Cohen, David Bromwich, George W. Stocking (eds.): Learned Societies and the Evolution of the Disciplines. (= American Council of Learned Societies Occasional Paper Number 5.) New York 1988. Interessanterweise hatte Franz Boas schon 1904 argumentiert: „The time is rapidly drawing near when the biological branch of anthropology will be finally separated from the rest, and become a part of biology“ (The History of Anthropology. Address at the International Congress of Arts and Science, St. Louis, September 1904. In: Science 20 [1904], S. 513–524, hier S. 523). Vgl. zu den Auseinandersetzungen um die von Boas mitbegründete *American Anthropological Association* ausführlich George Stocking: Franz Boas and the Founding of the American Anthropological Association. In: American Anthropologist 62/1 (1960), S. 1–17.
- 39 Vgl. zu den fachpolitischen Diskussionen D.A. Segal, S.J. Yanagisako (eds.): Unwrapping the Sacred Bundle (wie Anm. 36); Lee Cronk: Bundles of Insights. About Culture, Demography, and Anthropology. In: Evolutionary Anthropology 15 (2006), S. 196–199; Herbert S. Lewis: Review of Segal, Daniel A. & Sylvia J. Yanagisako (eds.) Unwrapping the sacred bundle: reflections on the disciplining of anthropology. Durham 2005. In: Journal of the Royal Anthropological Institute (N.S.) 12 (2006), S. 957–1003.
- 40 Mary K. Shenk: Models for the Future of Anthropology. To split or not to split. In: Anthropology News (2006), S. 6–7.
- 41 Vgl. hierzu etwa Pierre Bourdieu: The specificity of the scientific field and the social conditions of the progress of reason. In: Social Science Information. Information sur les sciences sociales 14 (1975), S. 19–47.

Beschreibungsvokabulars für verschiedenartige Phänomene eher Erkenntnis ver-  
hindernd ist. Offensichtlich ist: fehlt es hier an Problembewusstsein, sind Kurz-  
schlüsse wahrscheinlich.

### III. Evolution und Kultur

Um das Unfallpotenzial eines *wissenskulturellen oder epistemischen Imperialismus* der Biologie zu erläutern, ist eine Auseinandersetzung geeignet, die mit einem ambitionierten Aufsatz dreier evolutionärer Psychologen begann, der im November 2006 in der international sehr renommierten Zeitschrift „Behavioral and Brain Sciences“ veröffentlicht wurde.<sup>42</sup> In idealtypischer Weise wird hier deutlich, welche epistemisch verarmenden Wirkungen die oben angesprochene *vertikale Integration von Wissenstypen* haben kann. Der Artikel setzt mit der Feststellung ein, dass Kultur allen Kriterien der Darwin'schen Evolutionstheorie unterliege. Daraus folge – so die Autoren Mesoudi, Whiten und Laland –, dass die für die Analyse der biologischen Evolution angewandten Methoden, Konzepte und Theorien auch auf die kulturelle Evolution angewandt werden sollten. Und daraus folge weiter, dass die „Struktur der evolutionären Kulturwissenschaft“ der „Struktur der Evolutionsbiologie“ ähneln sollte. Kultur definieren sie dabei als „Information, die das Verhalten von Individuen beeinflusst und die sie von anderen Mitgliedern ihrer Spezies durch Lernen, Imitation und andere Formen sozialer Weitergabe erwerben“.<sup>43</sup> Weitergegeben würden diese Informationen dabei in Form von „Memen“ – ein Konzept, das Richard Dawkins 1976 in einem Gedankenexperiment eingeführt hatte, weil aus einer Sicht der Verweis auf Gene menschliches Verhalten nicht zureichend erklären könne.<sup>44</sup> Doch während für Dawkins „Meme“ gerade den Unterschied zwischen genetischer und kultureller „Vererbung“ markieren sollten, greifen Mesoudi, Whiten und Laland auf radikalisierte Versionen dieses spielerisch-analoges Denkens von Dawkins zurück, die unter dem Namen *Memetik* firmieren.<sup>45</sup> Hier wird davon ausgegangen, dass kulturelles Wissen in säuberlich voneinander geschiedenen Einheiten im Gehirn gespeichert werde, so wie genetische Informationen auf spezifischen Stellen der DNA. Sobald diese Meme in Verhalten oder Artefakte „exprimiert“ würden (auch hier wird wieder 1:1 der biologische Mechanismus übernommen), könnten andere Menschen durch Lernen diese Informationen in ihren Köpfen replizieren. Die diesem epistemischen Reduktionismus zugrunde liegende

---

42 Alex Mesoudi, Andrew Whiten, Kevin N. Laland: Towards a unified science of cultural evolution. In: Behavioral and Brain Sciences 29/4 (2006), S. 329–383.

43 Hierzu rechnen sie Ideen, Wissen, Glaubensvorstellungen, Werte, Einstellungen und Fähigkeiten. Kulturelle Evolution als darwinistischer Prozess bezeichnet dabei die selektive Bewahrung vorteilhafter kultureller Varianten (Ebd., S. 331).

44 Richard Dawkins: Das egoistische Gen. Überarb. u. erw. Neuauflage. Reinbek bei Hamburg 1996, S. 313.

45 Vgl. etwa R. A. Aunger: The electric meme: A new theory of how we think. New York u. a. 2002; Susan Blackmore: The meme machine. Oxford u. a. 1999.

Denkfigur<sup>46</sup> wird unten nochmals aufgegriffen. Ich gehe davon aus, dass die Zeitschrift „Behavioral and Brain Sciences“ nur bei wenigen Ethnologen zur regelmäßigen Lektüre gehört. Dies ist bedauerlich, weil in dieser interdisziplinären Zeitschrift eine Vielzahl sehr guter Artikel im Feld der kognitiven Anthropologie oder kulturanthropologisch hervorragend informierten Kulturpsychologie veröffentlicht werden.<sup>47</sup>

Den Autoren kann sicherlich weitgehende Ignoranz gegenüber der Arbeit der Sozial- und Kulturanthropologie vorgeworfen werden, weshalb sie sich natürlich als Pappkameraden gut eignen.<sup>48</sup> Aber die Kritik sollte auch nach innen, auf den Fachdiskurs gerichtet werden, denn Ethnologen wie Ulf Hannerz, Thomas Hylland Eriksen oder Maurice Bloch<sup>49</sup> argumentieren zu Recht, dass eine solche Ignoranz auch das Ergebnis einer Diskussionsverweigerung von Seiten der Ethnologie darstellt. Es reiche eben nicht, so der an der London School of Economics Sozialanthropologie unterrichtende Maurice Bloch, dem neuen evolutionistischen Denken immer wieder die alten Wahrheiten des Diffusionismus gegenüberzustellen. Das Problem, auf das die Kultur- und Sozialanthropologie eine Antwort finden müsse, sei, wie unser zunehmend idealistisch gewordenen Kulturkonzept so reformuliert werden könne, dass es der Materialität der Körper- und Welterfahrung unserer Respondenten ebenso Rechnung trage wie ihren Kosmologien und Praxisformen.

Noch weiter gehend argumentiert der an der Universität in Aberdeen Sozialanthropologie lehrende Tim Ingold,<sup>50</sup> der seit vielen Jahren ein praxistheoretisch informiertes Konzept der Umweltwahrnehmung und der Mensch-Umwelt-Interaktionen vertritt: Er plädiert dafür, menschliche Geschichte und Kultur in einem

---

46 Vgl. hierzu insbes. *Fred Gifford: Gene Concepts and genetic concepts*. In: *Peter J. Beurton, Raphael Falk, Hans-Jörg Rheinberger* (eds.): *The Concept of the Gene in Development and Evolution. Historical and Epistemological Perspectives*. (= Cambridge studies in philosophy and biology) Cambridge u. a. 2000, S. 40–66.

47 Vgl. etwa *Michael Tomasello u. a.: Understanding and Sharing Intentions: The Origins of Cultural Cognition*. In: *Behavioral and Brain Sciences* 28/5 (2005), S. 675–735; *Joseph Henrich u. a.: „Economic man“ in cross-cultural perspective: Behavioral experiments in 15 small-scale societies*. In: *Behavioral and Brain Sciences* 28/6 (2005), S. 795–855.

48 Für einen avancierten Ansatz, evolutionstheoretische Befunde für den kulturwissenschaftlichen Diskurs fruchtbar zu machen, vgl. die Artikel in *Peter Hammerstein* (ed.): *Genetic and Cultural Evolution of Cooperation*. Cambridge Mass. u. a. 2003, oder *Felix Warneken, Michael Tomasello: Altruistic Helping in Human Infants and Young Chimpanzees*. In: *Science* 311/ 5765 (2006), S. 1301–1303.

49 *Ulf Hannerz: When Culture is Everywhere: Reflections On A Favorite Concept*. In: *ethnos* 58 (1993), S. 1–11; *Thomas Hylland Eriksen: Engaging anthropology: The case for a public presence*. Oxford 2006; *Maurice Bloch: Where did Anthropology go? Or the need for Human Nature*. In: *Ders.: Essays on cultural transmission*. (= London School of Economics monographs on social anthropology, 75). Oxford u. a. 2005, S. 1–19.

50 *Tim Ingold: The trouble with ‘evolutionary biology’*. In: *Anthropology Today* 23/2 (2007), S. 13–17.

erweiterten Konzept der Evolution zu untersuchen, das es vermeidet, Geschichte auf die rekonstruierte und überwiegend spekulative Phylogenese kultureller Merkmale zu reduzieren, wie dies in dem oben genannten Artikel geschehe. Das Konzept der Evolution müsse aus der babylonischen Gefangenschaft eines auf krude Genetisierungen zurückgreifenden Neo-Darwinismus befreit werden, um die dynamischen kulturellen Transformationen und Prinzipien der Selbstorganisation besser zu verstehen, durch die die Beziehungen zwischen menschlichen und nicht menschlichen Wesen bzw. menschlichen Gruppen und ihren Umwelten charakterisiert seien.<sup>51</sup> Problematisch ist zudem, dass neo-darwinistische Ansätze die reiche und widerspruchsvolle Geschichte evolutionistischen Denkens in spezifischer Form „reinigen“ und stromlinienförmig verengen.<sup>52</sup> Der Artikel von Mesoudi, Whiten and Laland ist dabei nur ein Versuch – und sicherlich nicht der komplexeste –, eine „Schließung“ der Debatte um Grenzen und Potenziale evolutionistischen Denkens zu erreichen.<sup>53</sup>

Hier kann nicht auf die wechselvolle Geschichte des evolutionistischen Denkens in seinen unterschiedlichen Spielarten eingegangen werden. Wichtig erscheint aber die Einschätzung des US-amerikanischen Philosophen John Dewey, der 1908 als einer der ersten systematisch analysierte, was der Siegeszug des evolutionistischen Denkens für die Geisteswissenschaften und insbesondere für die Philosophie bedeutete: Vor Darwin seien alle philosophischen und wissenschaftlichen Anstrengungen auf die Rekonstruktion fester, unwandelbarer Formen und endgültiger Kausalitäten gerichtet gewesen; nach der Darwin'schen Revolution seien wissenschaftliche Objekte und Wahrheiten jedoch nur noch durch die Analyse der Wech-

- 
- 51 Sowohl Bloch als auch Ingold weisen zudem darauf hin, dass die von Mesoudi, Whiten und Laland vertretene Spielart des Neo-Darwinismus auch von vielen Biologen als schlicht reduktionistisch und simplifizierend kritisiert werde. Vgl. hierzu *Maurice Bloch: A Well-Disposed Social Anthropologist's Problems with Memes*. In: *Ders.: Essays on cultural transmission* (wie Anm. 49), S. 87–101, insbes. S. 98f.
- 52 Metaphorisch gefasst ist evolutionistisches Denken eher ein im späten 18. Jahrhundert in vielen unterschiedlichen Quellen entspringender Fluss mit zahlreichen, meandernden Nebenarmen, die schließlich im 20. Jahrhundert in ein breites Delta münden. Vgl. u. a. *Eva Jablonka, Marion J. Lamb: Evolution in Four Dimensions. Genetic, Epigenetic, Behavioral, and Symbolic Variation in the History of Life*. (= *Life and mind: philosophical issues in biology and psychology*) Cambridge Mass. u. a. 2005; *Eve-Marie Engels* (Hrsg.): *Die Rezeption von Evolutionstheorien im 19. Jahrhundert*. Frankfurt a. Main 1995; *Peter J. Bowler: Evolution: The History of an Idea*. Berkeley u. a. 1984; *ders.: The Non-Darwinian Revolution*. Baltimore u. a. 1988.
- 53 Für die Entwicklung des Historismus und Komparativismus der Ethnologien ist dabei Gregory Bateson's Aussage, dass unter dem evolutionistischen Paradigma „der Geist“, der das ganze Mittelalter und die Frühmoderne als *Erzeugungsprinzip* für die göttliche Ordnung der Welt gedient hatte, nun als *Ergebnis* einer einheitlichen, historischen Sequenz erklärt werden muss, entscheidend; vgl. *Gregory Bateson: Über Hirnlosigkeit bei Biologen und Erziehungsministern*. In: *Ders.: Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. 4. Aufl. Frankfurt a. Main 1992, S. 441–467, hier S. 442.

selwirkung sich verändernder Gegenstandsbereiche zu erschließen.<sup>54</sup> Für Richard Rorty ist es dieser *Panrelationismus*, der als Ergebnis evolutionistischen Denkens Deweys Pragmatismus ebenso wie andere Sozialtheorien dahingehend beeinflusst habe, nicht mehr Relationen zwischen als unveränderlich gedachten Entitäten, sondern *Beziehungen zwischen Beziehungen* zu analysieren.<sup>55</sup> Wandel, dynamische Interaktion, Transformation – dies seien die Prinzipien, die sich aus dem Darwin'schen Denken ergeben hätten und die alle Wissenschaften in der Folge in ihre Theorieprogramme umzusetzen hatten.<sup>56</sup>

Tatsächlich setzen die Annahmen des Evolutionismus eine ganze Reihe drängender Forschungsprobleme auf die Agenda nicht nur der Lebenswissenschaften. Wie kann die Wechselwirkung verstanden werden zwischen Organismen und den Umwelten, in denen sie leben? Sind Organismen „Spielball und Medium“ von genetischen Mutationen und Selektionen, die sie für die Besiedlung vorgegebener ökologischer Nischen mit einem Handlungsprogramm ausstatten, oder ist das Zusammenspiel von Umwelten und Lebewesen komplexer zu verstehen?<sup>57</sup> Sind Menschen vor allem das Produkt einer genetischen Anpassung an längst vergangene Lebensumstände? Wie flexibel können ihre Körper auf den „modernen Lebensstil“ reagieren?<sup>58</sup> Je nachdem, welche Antworten auf diese Fragen gegeben werden, ist mit durchaus unterschiedlichen *moralischen Implikationen* zu rechnen. Ein viel zitierter Artikel mit dem einprägsamen Titel „Steinzeitmenschen auf der Überholspur“ etwa argumentiert, dass heutige Menschen genetisch mit den Jägern und Sammlern der letzten Eiszeit identisch seien, nun aber unter Lebensumständen leben müssten, an die sie nicht angepasst seien: „Obwohl sich unsere Gene kaum

---

54 *John Dewey: The Influence of Darwin on Philosophy.* In: *Ders.: The Influence of Darwin on Philosophy and Other Essays.* Amherst 1997, S. 1–19, hier S. 6.

55 *Richard Rorty: Hoffnung statt Erkenntnis. Eine Einführung in die pragmatische Philosophie.* (= IWM-Vorlesungen zur modernen Philosophie 1993) Wien 1994, S. 37f.

56 Vgl. hierzu auch *Robin G. Collingwood: Die Idee der Natur.* [Mit einem Nachwort von Axel Honneth]. Frankfurt a. Main 2005. Collingwood argumentiert, dass der Siegeszug naturwissenschaftlichen Denkens, insbesondere aber die Evolutionstheorie, dazu beigetragen habe, dass Naturwissenschaft ihre Gegenstände nicht mehr in Form eines festen Substrates *hinter* den Erscheinungen konzipieren könne: Moderne Naturwissenschaft löse Substanz in Funktion auf (S. 25f.).

57 Vgl. zu einer strikt interaktiven Re-Formulierung des klassischen, linearen Verständnisses der „ökologischen Nische“ *John F. Odling-Smee, Kevin N. Laland, Marcus W. Feldman: Niche construction. The neglected process in evolution.* (= Monographs in population biology, 37) Princeton 2003; *Björn Kröger: Wem das Leben gehorcht. Aus der Tiefenzeit – die Erdgeschichte und das Drama der Evolution.* In: *Lette International* 4 (2007), S. 74–77, hier S. 77.

58 Damit ist die Frage aufgeworfen, in welchem Verhältnis die offensichtliche *somatische Plastizität* von Organismen, die sich wechselnden Umwelten während ihrer Lebenszeit anpassen, und dauerhaften, über Generationen hinweg vererbten *Adaptionen* an spezifische Umwelten steht. *G. Bateson* (Über Hirnlosigkeit bei Biologen und Erziehungsministern [wie Anm. 53], S. 458) bezeichnet es etwa als Tragödie, dass mit der Ablehnung Lamarck'scher Ideen auch das wichtige Problem der somatischen Plastizität in der Evolution vernachlässigt worden sei.

verändert haben, hat sich unsere Kultur in den letzten 10.000 Jahren so stark verändert, dass sie kaum wiederzuerkennen ist.<sup>59</sup> Auf der Basis breit angelegter, kulturvergleichender Untersuchungen wird geschlossen, dass sich aus dieser fehlenden Anpassung eine gegenüber naturnah lebenden Menschengruppen vervielfachte Häufigkeit ernährungsbedingter chronischer Krankheiten wie Dickleibigkeit, Diabetes, Bluthochdruck und Krebs ergibt. Abgeleitet werden aus diesen Befunden einer *evolutionären Medizin*<sup>60</sup> Vorschläge für eine Ernährungs- und Bewegungsweise, die der „natürlichen genetischen Ausstattung“ des Menschen angemessen sei.

Charakteristisch für diese Ansätze ist der unterstellte lineare Zusammenhang zwischen Genen und komplexen Krankheiten. Ihnen liegt ein Hyper-Determinismus zugrunde, bei dem die Evolutionsgeschichte ein unausweichliches Schicksal in der Gegenwart begründet, von der Beobachtung von Wechselwirkungen, wie sie Dewey einklagte, keine Spur. Ich werde gleich nochmals auf diese Kritik zurückkommen und alternative Ansätze vorstellen. Nicht weniger brisant stellt sich die Frage nach der Rolle evolutionären Wandels in Bezug auf die Spezies Mensch, wenn es darum geht, die Bedeutung genetischer Differenzen zwischen unterschiedlichen Gruppen zu beurteilen. Die Ethnologie hat sich schon in vorgenetischen Zeiten auf die Position festgelegt, dass von einer „unity of mankind“ ausgegangen werden müsse, es sich beim Menschen also um *eine* Spezies handle und „Rassen“-Theorien unhaltbar seien. Trotzdem bleibt das Problem offensichtlicher genetischer Unterschiede zwischen Populationen virulent,<sup>61</sup> da momentan unklar ist, welche ‚Bedeutung‘ diesen Differenzen in physiologischer Hinsicht zukommt.<sup>62</sup> Und schließlich: Welche Rolle spielen die für Menschen charakteristischen kulturellen Errungenschaften, die sie klar vom Tierreich absetzen, im Verhältnis zu ihrer natürlichen Ausstattung? Lassen sie sich im Rahmen eines umfassenden *Naturalismus* erklären, oder ist eine *dualistische Perspektive* auf die spezifisch menschliche Natur-Kultur notwendig?<sup>63</sup>

---

59 S. Boyd Eaton, Marjorie Shostak, Melvin Konner: Stone Agers in the Fast Lane: Chronic Degenerative Disease in Evolutionary Perspective. In: Peter J. Brown (ed.): Understanding and Applying Medical Anthropology. Mountain View u. a. 1998, S. 21–33.

60 Vgl. hierzu etwa Douglas C. Wallace: A mitochondrial paradigm of metabolic and degenerative diseases, aging, and cancer: a dawn for evolutionary medicine. In: Annual Review of Genetics 39 (2005), S. 359–407; Stephen C. Stearns: Issues in evolutionary medicine. In: American Journal of Human Biology 17/2 (2005), S. 131–140; Cheryl Sorenson Jamison, Michael Wallace, Paul L. Jamison: Contemporary work characteristics, stress, and ill health. In: American Journal of Human Biology 16/1 (2004), S. 43–56.

61 Vgl. Luca L. Cavalli-Sforza: Opinion – The Human Genome Diversity Project: past, present and future. In: Nature Reviews Genetics 6/4 (2005), S. 333–340; kritisch aus kulturanthropologischer Perspektive Amade M’Charek: The Human Genome Diversity Project. (= Cambridge studies in society and the life sciences) Cambridge u. a. 2005; Jenny Reardon: The Human Genome Diversity Project: A Case Study in Coproduction. In: Social Studies of Science 31/3 (2001), S. 357–388.

62 Vgl. die Artikel im Schwerpunktthema „Race and Genomics“ der Zeitschrift BioSocieties 2/2 (2007).



Festzuhalten bleibt einstweilen, dass die durch den Evolutionismus seit Mitte des 19. Jahrhunderts auf die Tagesordnung gesetzten Probleme immer noch aktuell sind. Es erscheint angesichts der großen Bedeutung, die die unterschiedlichen evolutionstheoretischen Modelle für naturwissenschaftliche wie populäre Konzeptionen menschlichen Denkens und Handelns hatten und haben, nicht empfehlenswert, diese direkt wie indirekt aufgeworfenen Fragen nach der menschlichen Natur zu ignorieren. Dies um so weniger, als die Fachgeschichte der Ethnologie – bis zum heutigen Tage und den eben erwähnten Spaltungen der Anthropologie-Institute in den USA – engstens mit den verschiedenen, konkurrierenden Versuchen und fatalen Irrtümern verbunden ist, mit denen die durch den Evolutionismus gestellten Forschungsprobleme beantwortet werden sollten. Aber gerade die lange Auseinandersetzung der Ethnologie mit den Zumutungen und offensichtlichen Unsinnigkeiten biologistischen Denkens stellt eine reiche Ressource für Kritik und Differenzierung dar. Diese Ressource kritischer Argumente kann das Fach ruhig selbstbewusster in den lebenswissenschaftlichen Diskurs selbst einbringen. Allerdings sollte sie dabei die Biologie nicht mit biologistischem Denken verwechseln, das v.a. in den Geisteswissenschaften selbst zahlreiche – oft übel riechende – Blüten trieb.

Neben Kritik und Differenzierung kann die Ethnologie aber auch auf ein reichhaltiges theoretisches und methodologisches Instrumentarium ebenso wie auf ein riesiges Reservoir empirischer Studien zurückgreifen, in denen der Zusammenhang materieller und ideeller Phänomene, gegenständlicher Praxis und Kosmologien, körperlicher Erfahrung und deren sozialer Formierung analysiert wurden. Dabei war jedoch der oft erhobene „holistische“ Anspruch empirisch ebenso wenig hilfreich wie der Gebrauch des irgendwie „alles“ umfassenden Kulturkonzepts, wie es sich in der US-amerikanischen Kulturanthropologie in der Nachfolge von Clifford Geertz durchgesetzt hat. Ich folge hier der Kritik, wie sie von Adam Kuper und anderen formuliert wurde: Um Kultur zu verstehen, müssten deren einzelne Elemente analytisch getrennt und in ihren Wechselwirkungen mit anderen Phänomenen untersucht werden. Ebenso wie etwa Bourdieu vorschlägt, die Kunst in Relation zu den Mechanismen des Kunstmarktes zu analysieren, oder Foucault, der Wissen in Relation zu Machtmechanismen untersucht, sei es zu empfehlen, das zu holistisch gewordene Kulturkonzept zu dekonstruieren.<sup>64</sup> Ähnlich schlägt Eric Wolf vor, Kultur als Ergebnis eine Serie von Prozessen zu verstehen, die kulturelle Materialien konstruieren, rekonstruieren und zerlegen – jeweils in Reaktion auf

---

63 Vgl. *Ted Benton: Biology and Social Science: Why the return of the repressed should be given a (cautious) welcome.* In: *Sociology* 25/1 (1991), S. 1–29; hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: *David Inglis, John Bone, Rhoda Wilkie* (eds.): *Nature. Critical Concepts in the Social Sciences.* London u. a. 2005, S. 301–330; Benton unterscheidet zwischen einem *comprehensive naturalism*, den er Darwin und seinen Anhängern zuschreibt, und einem *restricted naturalism* bzw. einem *dualistic view of human nature*, die er Wallace oder den Neo-Lamarckisten zuordnet (S. 311f.).

64 *Adam Kuper: Culture. The Anthropologists' Account.* Cambridge Mass. u. a. 1999, S. 245f.

spezifische soziale Bedingungen.<sup>65</sup> Kurz: Folgt man der sozialanthropologischen Kritik an dem weiten und zugleich sehr auf Symbolisch-Ideelles verengten Kulturbegriff, steht die Analyse der Relationen von Materiellem und Ideellem, von körperlichen und geistigen Phänomenen im Zentrum der Arbeit der Ethnologie. Doch eine solche *relationale Anthropologie* zu entwickeln ist eine noch zu leistende Aufgabe.

Damit ist ein letzter Beitrag angesprochen, den die Ethnologie im weiten Feld der Lebens- und Sozialwissenschaften anbieten könnte: Sie sollte mit ihrer Aufmerksamkeit für sozial situierte Körperlichkeit ein doppeltes *anthropologisches Defizit* verringern helfen. Der Soziologe Hans Joas etwa verweist darauf, dass die soziologische Theoriebildung von Max Weber über Talcott Parsons bis hin zu Niklas Luhmann darunter leide, dass die körperlich-natürlichen Voraussetzungen rationalen wie routinisierten Handelns völlig untheoretisiert blieben und die „Selbstgegebenheit des Körpers für den Handelnden“ als Ergebnis sozialen Handelns selbst systematisch ausgeblendet werde. Joas bezeichnet dies als „anthropologisches Defizit“ sozialwissenschaftlicher Theoriebildung.<sup>66</sup> Aber ebenso muss betont werden, dass auch die Lebenswissenschaften ein „anthropologisches Defizit“ aufweisen: Unter der Dominanz einer zunehmend auf die molekulare Ebene beschränkten biologischen Modellbildung wird die Sozialität und Kulturalität menschlicher Körperlichkeit nicht angemessen thematisiert. Der Zeitpunkt für eine Verringerung dieser anthropologischen Defizite ist günstig, weil in den letzten Jahren in den Biowissenschaften selbst der Reduktionismus des Neo-Darwinismus hinterfragt wird. Im Folgenden soll in einem sehr eklektischen Gang durch die Fachgeschichte verdeutlicht werden, an welche Debatten in der internationalen Ethnologie angeschlossen werden kann, um dieses doppelte anthropologische Defizit durch Entwicklung einer *relationalen Anthropologie* zu minimieren.

#### IV. Elemente einer „somatischen Anthropologie“

Rudolf Virchow

1893 hielt der damalige Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Rudolf Virchow, eine Rede, in der er die bis dahin über 80jährige Entwicklung dieser Universität als eine beispiellose Erfolgsgeschichte darstellte – mit ihr sei der Übergang vom philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter geglückt. Mit dem großen Selbstbewusstsein eines erfolgreichen Naturwissenschaftlers, Me-

---

65 Eric R. Wolf: Europe and the People without History. Berkeley u. a. 1982, S. 387.

66 Hans Joas: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt a. Main 1992, S. 252f. Vgl. hierzu auch Axel Honneth, Hans Joas: Soziales Handeln und menschliche Natur. Anthropologische Grundlagen der Sozialwissenschaften. Frankfurt a. Main 1980, die im Durchgang durch die philosophische Anthropologie – Gehlen, Mead, Plessner, Heller – eine Revision der soziologischen Handlungstheorie vorschlagen.

diziners und Wissenschaftspolitikers, der den Einfluss der philosophischen Fakultät auf die Medizin und die anderen sich entwickelnden Naturwissenschaften an seiner Universität energisch zurückgedrängt hatte,<sup>67</sup> formulierte er: „Das ist jedenfalls sicher, dass mit dem Tode Hegel's auch die[se] Universität dauernd aus dem Bann der philosophischen Systeme erlöst worden ist.“<sup>68</sup> Gegen die aus seiner Sicht haltlos spekulative Naturphilosophie setzte er die präzise Arbeit im naturwissenschaftlichen Labor: „Seitdem wir wissen, dass Leben Zellenthätigkeit ist und seitdem wir in der Zelle das lebende Wesen unmittelbar sehen und zum Versuch zwingen können, [...] spricht niemand mehr von Lebenskraft.“<sup>69</sup> Für Virchow stellten das wissenschaftliche Labor, in dem er das Leben zur Auskunft *zwingen* konnte, sowie die systematische Beobachtung und Messung der Natur<sup>70</sup> die einzig legitimen Mittel der Forschung dar. Dieses positivistische Ethos war auch für die von ihm mitbegründete, umfassend verstandene Anthropologie kennzeichnend.

Dieser Positivismus führte Virchow auch zu einem grundlegenden Skeptizismus gegenüber vorschnell generalisierenden Annahmen über die Evolution des Menschen. Seine jahrelangen Erfahrungen als Anatom und Pathologe, die ihm die Plastizität der menschlichen Anatomie vor Augen geführt hatten, ließen ihn etwa bezweifeln, dass es sich bei dem 1856 entdeckten Schädel des Neanderthalers tatsächlich um den Beleg für die allmähliche Entwicklung des Menschen aus den Affen handele. Für Virchow lag es wesentlich näher, den Neanderthaler-Schädel als eine pathologische Deformation eines Homo Sapiens zu beschreiben.<sup>71</sup> Gerade weil der Körperbau des Menschen so plastisch und durch pathologische Veränderungen charakterisiert sei, verböten sich vorschnelle Annahmen, die nur auf der Interpretation eines einzigen Individuums basierten; stattdessen müsse die Mutabilität der

---

67 Vgl. *Constantin Goschler*: Rudolf Virchow. Mediziner – Anthropologe – Politiker. Köln u. a. 2002, S. 163f.

68 *Rudolf Virchow*: Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Rede am 3.8.1893 in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten von zeitigem Rector Rudolf Virchow. Berlin 1893 [Faksimilierter Nachdruck der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin], S. 18. Die Verve, mit der der immerhin schon 71jährige, jedoch alles andere als altersmilde Virchow Häme über die Naturphilosophie Hegels, vor allem aber dessen – aus Virchows Sicht – wenig kreative Schüler ergießt, wird verständlich, wenn seine Rede als Verteidigung der noch jungen Naturwissenschaft vom Leben, der Biologie, verstanden wird: Denn während die Medizin, die Chemie und die Physik anerkannt waren, sah er die empirische Arbeit der Biologie durch spekulative, spiritualistische und mystizistische Tendenzen bedroht, wie sie sich etwa in der Rede von der „Lebenskraft als einer besonderen δύναμις“ gezeigt hätte (ebd., S. 26).

69 Ebd.

70 Vgl. zur Anatomie und Pathologie als „Schule des Sehens“ und die von Virchow entwickelte Didaktik, die neben einer systematischen Ausbildung am Mikroskop auch die umfangreichen Sammlungen des anatomischen Institutes als Wahrnehmungsobjekte nutzte, *C. Goschler*: Rudolf Virchow (wie Anm. 67), S. 204–211.

71 Ebd., S. 330.

menschlichen Form durch Veränderungen auf *zellulärer Ebene* nachgewiesen werden.<sup>72</sup>

Dieser Positivismus bildete auch die Motivation für die umfangreichen anthropologischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen, die die von Virchow 1869 maßgeblich mitgegründete, aus einer Sektion der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte hervorgegangene *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* durchführte.<sup>73</sup> Auf Grundlage von anthropometrischen Messungen zeigte Virchow etwa, dass die Verbreitungsgebiete unterschiedlicher Skelett-Typen nicht mit Sprach- und Kulturgrenzen zusammen fielen. Vor allem für die deutsche Bevölkerung sei eine beachtliche Mischung anatomischer Typen charakteristisch, weswegen sich Kultur nicht als Indikator der Stammesgeschichte eigne und rassistische Theorien unhaltbar seien.<sup>74</sup> Ich komme gleich auf diese Argumentationslinie zurück, die vor allem durch den von Virchow stark beeinflussten Franz Boas weiter verfolgt wurde.

Marcel Mauss

1924, 31 Jahre nach Virchows Rede, hielt Marcel Mauss vor der französischen *Société de Psychologie* einen Vortrag über die Beziehungen zwischen den beiden Disziplinen der Psychologie und der Soziologie. In beiden Disziplinen lägen die „heroischen“ Gründerzeiten viele Jahre zurück, beide Disziplinen hätten unbestreitbare theoretische und methodische Fortschritte erzielt, die vor allem darin zu sehen seien, dass sie – wie Mauss fast wortgleich und ähnlich polemisch wie Virchow bemerkt – „uns vor den Theologen und den Dialektikern der Seele, des Seins und des Guten an sich [also: den Philosophen, SB] in Sicherheit gebracht“ hätten.<sup>75</sup> Die Bevormundung durch die Naturphilosophie habe durch die feste Überzeugung beendet werden können, dass die Gegenstände der Psychologie und Soziologie „in der Welt und im Leben, dass sie in der Natur bestehen“.<sup>76</sup> Jenseits aller spekulati-

---

72 Vgl. hierzu *Franz Boas: Rudolf Virchow's Anthropological Work*. In: *Science* 16 (1902), S. 441–445 (zit. n. dem Wiederabdruck in: *George Stocking* [ed.]: *A Franz Boas Reader. The Shaping of American Anthropology, 1883–1911*. New York 1974, S. 36–41); für Virchow habe die Antwort auf die Frage der Veränderung der menschlichen Spezies daher in der Frage bestanden, wie die Veränderungen auf zellulärer Ebene mit Veränderungen auf der Ebene des Organismus zusammenhingen (ebd., S. 38). Mit den Virchow zur Verfügung stehenden biologischen Methoden eine nicht zu klärende Frage; möglicherweise erklärt sich daraus Virchows oft unklare und vage Position zur generellen Evolutionstheorie: Er hätte die Reichweite seiner Zellulartheorie bezweifeln müssen.

73 Vgl. *C. Goschler: Rudolf Virchow* (wie Anm. 67), S. 179ff. Nicht zuletzt weil die Gesellschaft aus einer Sektion der Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte hervorgegangen war, bestand noch 1889 die Mitgliedschaft zu einem Drittel aus Medizinern.

74 Vgl. auch *F. Boas: Rudolf Virchow's Anthropology Work* (wie Anm. 72), S. 40.

75 Die bedeutenden Unterschiede bei Virchow und Mauss resultieren vor allem daher, dass Virchow in seiner Zellularpathologie tendenziell essentialistisch argumentiert, während Mauss strikt relationalistisch orientiert ist.

ven Überlegungen arbeite die Soziologie „an der Naturgeschichte des Menschen, der in Gesellschaft lebt“, und die Psychologie „an der Theorie der Phänomene des individuellen Bewusstseins“.<sup>77</sup>

Bemerkenswert ist, wie Mauss die Beziehungen zwischen den disziplinären Spezialisierungen definiert: Psychologie wie Soziologie seien als Teile der Biologie zu verstehen, denn sie untersuchten Phänomene des Lebendigen; die Soziologie habe ihren disziplinären Ort in der Anthropologie, indem sie „den Menschen als bewusstes und intelligentes Lebewesen“<sup>78</sup> untersuche, das in seinen Lebensäußerungen stets durch soziale Prozesse, durch Kollektivitäten geprägt sei. Die Anthropologie hat somit die Aufgabe, natur-, sozial-, und geisteswissenschaftliche Wissensbestände zu integrieren, sofern sie den Menschen bereffen. An verschiedenen Forschungsdesideraten – den Gründen und Effekten der Rechtshändigkeit, der Besessenheit, rhythmischen Tanzbewegungen, dem Ehrgefühl – versucht er zu zeigen, dass nur die enge Kooperation von Physiologie, Psychologie und Soziologie in der Lage sei, jene drei Elemente in ihrer – wie Mauss bildhaft betont – „dreidimensionalen“ Wechselwirkung zureichend zu untersuchen, die den „totalen Menschen“ ausmachen: „Körper, Geist, und Gesellschaft“.<sup>79</sup> Diesen Ansatz machte er sich auch zunutze, um – in Erweiterung der Überlegungen Durkheims zum „anomischen Selbstmord“ – zu erklären, warum in vielen Gesellschaften Menschen durch den festen Glauben, sie seien verhext, sterben können: Die soziale Ausgrenzung etwa in Folge eines Tabubruchs bewirke einen solch starken psychischen Druck, dass die Betroffenen physisch zusammenbrächen.<sup>80</sup>

Was Mauss als Vertreter der Durkheim'schen Schule und Virchow bei allen Gegensätzen miteinander verbindet, ist die sehr ähnliche Art, Geistiges, Physisches, und Soziales vor dem Hintergrund eines einheitlich formulierten anthropologischen Frageinteresses zu thematisieren; Kulturgeschichte erscheint hier stets als Teil der Naturgeschichte. Beide Ansätze sind damit durch evolutionistisches Denken

---

76 *Marcel Mauss*: Wirkliche und praktische Beziehungen zwischen Psychologie und Soziologie. In: *Ders.*: Soziologie und Anthropologie (wie Anm. 14), S. 145–154, hier S. 148.

77 Ebd., S. 148.

78 Ebd., S. 149.

79 Ebd., S. 166. Der israelische Wissenschaftshistoriker *Snait Gissis* (Late Nineteenth Century Lamarckism and French Sociology. In: *Perspectives on Science* 10/1 [2002], S. 69–122, insbes. S. 79f.) zeichnete kürzlich in einem Überblick die intensiven, wechselseitigen Transfers zwischen den Sozialwissenschaften und den Darwin'schen wie Lamarck'schen Spielarten evolutionistischen Denkens in der Entstehungszeit der französischen Soziologie nach.

80 *Marcel Mauss*: Über die physische Wirkung der von der Gemeinschaft suggerierten Todesvorstellung auf das Individuum (erstmalig in: *Journal de Psychologie et Pathologique* 23 [1926], S. 653–669). In: *Ders.*: Soziologie und Anthropologie Bd. 2 (wie Anm. 14), S. 175–195. Interessanterweise findet sich bei Cannon, der seinen Artikel zum Voodoo-Death genau 16 Jahre später auch unter Rückgriff auf anthropologische Arbeiten veröffentlichte (vgl. Anm. 25), kein Hinweis auf Mauss und die von ihm zitierten Studien – beide Autoren bewegen sich in getrennten Diskursuniversen.

tief geprägt, sie gehen aber zu kruden, reduktionistischen Interpretationen des Darwinismus entschlossen auf Distanz: Die jeweilige Unabhängigkeit menschlicher Natur und sozialer Lebensformen wird betont. Die von Virchow oder Mauss entwickelten Programmatiken sind nicht nur grundlegend für das Frageinteresse der internationalen Ethnologie; sondern sie können auch als Grundlage des politischen Engagements der Disziplin gegen rassistische Vorstellungen angesehen werden.<sup>81</sup> Claude-Lévi Strauss wies etwa zu Recht darauf hin, dass „im Gegensatz zu rassistischen Anschauungen, die im Menschen das Produkt seines Körpers sehen wollten“, Mauss in seinen Arbeiten gezeigt habe, „dass es der Mensch immer und überall vermocht hat, seinen Körper zum Produkt seiner Techniken und seiner Vorstellungen zu machen“.<sup>82</sup>

Franz Boas

Die hier angesprochene Frage des *Verhältnisses von Stabilität und Plastizität körperlicher Formen* wurde vor allem von dem in Berlin an der Friedrich-Wilhelms-Universität habilitierten Franz Boas aufgegriffen. Boas, der als jüdischer Intellektueller aus dem wilhelminischen Berliner Wissenschaftsbetrieb herausgeekelt worden und nach New York emigriert war, gilt als einer der Väter der amerikanischen Kulturanthropologie.<sup>83</sup> Er nahm die Impulse der von Virchow konzipierten Anthropologie auf und setzte sie in empirischen Studien um, die stets einen Bezug zu aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen bewahrten.

Als sehr typisch für seine Arbeitsweise kann eine von ihm 1908 konzipierte Studie gelten, die er der U.S. Immigration Commission vorschlug, um *Veränderungen in der Körperform bei Nachkommen von Einwanderern* zu untersuchen.<sup>84</sup> Hintergrund war die selektive Einwanderungspolitik der Regierung, die süd- und osteuropäische zugunsten von westeuropäischen Migranten benachteiligte. Boas setzte sich zum Ziel, diese evolutionistisch begründete Diskriminierungspolitik zu überprüfen, nach der die verschiedenen „Rassen“ zugeschriebenen Fähigkeiten vererbt seien und durch Umwelteinflüsse nicht beeinflussbar wären. Konkret schlug Boas vor, zu untersuchen, welche körperlichen und geistigen Veränderungen bei den in

---

81 Dieser Hinweis auf die politisch-moralischen Effekte wissenschaftlichen Denkens lässt sich generalisieren, denn natürlich gilt die These „artifacts have politics“ des Technikhistorikers *Langdon Winner* (Do artifacts have politics? In: *Daedalus* 109 [1980], S. 121–136) auch für Theorien verstanden als *Artefakte wissenschaftlichen Handelns*.

82 *Claude Lévi-Strauss*: Einleitung in das Werk von Marcel Mauss. In: *Marcel Mauss*: Soziologie und Anthropologie, Bd. 1: Theorie der Magie, Soziale Morphologie. Frankfurt a. Main 1989, S. 7–41, hier S. 10.

83 *Ira Jacknis*: The First Boasian: Alfred Kroeber and Franz Boas, 1896–1905. In: *American Anthropologist* 104/2 (2002), S. 520–532.

84 Vgl. *Franz Boas*: Changes in Immigrant Body Form (Schriftwechsel mit Prof. J.W. Jenks, Mitglied der U.S. Immigration Commission). In: *George Stocking* (ed.): *A Franz Boas Reader* (wie Anm. 72), S. 202–214.

Amerika geborenen Kindern von im Ausland geborenen Immigranten festgestellt werden konnten, welche Effekte sich in der zweiten Einwanderer-Generation feststellen ließen, und schließlich welchen Effekt Eheschließungen zwischen Immigranten und U.S. Bürgern hatten. Dabei entwickelte er die von Virchow entwickelten Methoden der Anthropometrie weiter.<sup>85</sup>

Auf der Basis seiner Messungen schloss Boas, dass schon in der ersten Generation der Immigranten eine dramatische Annäherung in Körpergröße und Schädelumfang an den – wie er es nannte – *amerikanischen Typus* zu beobachten war: Für Boas war damit offensichtlich, dass Umweltfaktoren einen wesentlich größeren Einfluss auf die Körperform ausübten, als es die Lehre von der Stabilität menschlicher Typen oder gar die dominante Rassentheorie nahe legte.<sup>86</sup> Damit war aber auch der Annahme einer natürlichen, *vererbten Überlegenheit* weißer Amerikaner über andere Einwandererpopulationen nach Ansicht Boas' die Grundlage entzogen.<sup>87</sup> Er nutzte seine Ergebnisse, um die Bedeutung ökonomischer, sozialer und kultureller Integration der Immigranten zu betonen und leitete damit eminent *sozialpolitische Folgerungen* aus seiner anthropologischen Empirie ab.

Wichtig im hier diskutierten Zusammenhang ist, dass Boas mit seinen Untersuchungen zur Transformation der körperlichen Form eine Alternative zu den dominanten Interpretationen der physischen Anthropologie vorschlug, die er *somatische Anthropologie* oder *Somatologie* nannte. Dabei liegt der Schwerpunkt auf messbaren, typisierbaren Unterschieden zwischen menschlichen Körpern, die jedoch nicht mehr hinsichtlich einer angeblichen differenten *generationenübergreifenden Abstammungsgeschichte* zu interpretieren seien, sondern hinsichtlich ihrer *individuellen oder kollektiven Interaktionsgeschichte* mit ihrer jeweiligen sozialen, kulturellen und natürlichen Umwelt.<sup>88</sup> Statt auf typologischer Stabilität liegt die Betonung auf Plastizität und Veränderung.

---

85 Boas entwarf ein anthropometrisches „Aufschreibesystem“, das von Schulen in Galizien, Deutschland und Italien über die Einwanderungsstation Ellis Island im New Yorker Hafen bis hin zu Schulen, Heimen und Krankenhäusern in verschiedenen Vierteln New Yorks reichte; zudem verwendete er avancierteste Statistik-Methoden, um der von ihm selbst generierten Datenflut Herr zu werden. Vgl. hierzu *Clarence C. Gravlee, H. Russell Bernard, William R. Leonard: Heredity, Environment, and Cranial Form: A Reanalysis of Boas' Immigrant Data*. In: *American Anthropologist* 105/1 (2003), S. 125–138.

86 Ungünstige Umweltbedingungen hätten retardierende Wirkung, die soziale und geografische Umwelt schlage auf die Körperform des Erwachsenen ebenso durch wie auf die Entwicklung seines Zentralnervensystems und folglich auch auf die Intelligenz. Vgl. *Franz Boas: Instability of Human Types*. In: *George Stocking* (ed.): *A Franz Boas Reader* (wie Anm. 72), S. 214–218, hier S. 215.

87 Vgl. ebd., S. 218; Boas ging davon aus, dass die weitreichenden Veränderungen der Schädelform vergleichbare Veränderungen der mentalen Kapazitäten implizierten, ohne dass er dafür jedoch Belege anführen konnte (S. 217).

88 *F. Boas* (The History of Anthropology [wie Anm. 38], S. 29 und 31f.) formuliert diesen Ansatz nicht aus; dies ist meine Rekonstruktion und Zuspitzung.

Dieses von Boas nie systematisch entwickelte Konzept der somatischen Anthropologie weist zahlreiche Parallelen mit der von Mauss eingeklagten Analyse der *dreidimensionalen Wechselwirkungen* zwischen Körper, Geist und Gesellschaft auf. Doch dieses von Boas' und auch Mauss' verfolgte Konzept einer dreidimensionalen Anthropologie wurde in der folgenden Zeit auf zwei Dimensionen verengt, auf die Wechselwirkung von Geist und Gesellschaft. Symptomatisch ebenso wie Weichen stellend für die weitere Fachgeschichte der internationalen Ethnologie war hierfür ein kurzes Manifest, das der Boas-Schüler Alfred L. Kroeber zusammen mit dem Don der US-amerikanischen Nachkriegs-Soziologie Talcott Parsons 1958 unter dem Titel „The Concepts of Culture and of Social Systems“ veröffentlichte.<sup>89</sup> Kroeber und Parsons beginnen, indem sie zwei strategische Unterscheidungen beschreiben, die die analytische Präzision von Anthropologie und Soziologie gesteigert hätten. Der erste Schritt sei die Unterscheidung der Fragegegenstände mit Hilfe der Unterscheidung zwischen „heredity“ und „environment“ gewesen. Damit hätten sich Anthropologie und Soziologie gegen das im 19. Jahrhundert grassierende biologistische Denken in der Nachfolge Darwin's „Origin of Species“ abgegrenzt. So habe auch Boas den Begriff der Kultur benutzt, um jenen Aspekt des Verhaltens zu bezeichnen, der unabhängig von den genetischen Voraussetzungen und biologischen Charakteristika des menschlichen Organismus sei.

Der Organismus sei damit an die biologischen Wissenschaften und der Bereich von Kultur und Gesellschaft – noch weitgehend undifferenziert – an die soziokulturell ausgerichteten Wissenschaften verwiesen worden. Diese Überschneidung habe solange kein Problem dargestellt, als sich die Anthropologie mit nicht-literaten Kulturen, die Soziologie i. d. R. mit der eigenen Gesellschaft auseinandersetzte. Erst in den vergangenen Jahren – so Kroeber und Parsons – werde eine weitere Differenzierung immer wichtiger: die Präzisierung des Kulturkonzeptes. Und sie schlagen vor, darunter nur noch jene Muster von Werten, Ideen und anderen bedeutungsvollen Systemen zu verstehen, die das Potenzial haben, menschliches Verhalten oder die Herstellung von Artefakten zu beeinflussen. Der Begriff der Gesellschaft oder des sozialen Systems hingegen solle für alle relationalen Interaktionen zwischen Individuen und Kollektiven vorbehalten sein. Kurz: Individuen gehören sozialen Systemen an, die wiederum einer Kultur angehörten. Wichtig ist, dass damit der Gegenstand der Anthropologie auf die *symbolische Dimension* oberhalb der sozialen Beziehungen verengt wurde und dass Materialität und Körperlichkeit nur noch in symbolischer Sublimation in den Blick des Anthropologen kommen können.<sup>90</sup>

---

89 Alfred L. Kroeber, *Talcott Parsons: The Concepts of Culture and of Social Systems*. In: *American Sociological Review* 23/5 (1958), S. 582–583.

90 Im gleichen Jahr, als Kroeber und Parsons ihre Programmatik verfassten, erschien der radikale Gegenentwurf einer evolutionistisch argumentierenden Anthropologie von *Leslie A. White* (*The science of culture. A study of man and civilization*. New York u. a. 1958) in seiner zweiten Auflage. Die offensiv *anti-Boasische* Programmatik konnte sich in den kom-



## V. Felder einer somatischen Anthropologie

Es ist offensichtlich, dass die von Kroeber und Parsons vorgeschlagene Ausrichtung der kulturanthropologischen Frageinteressen wesentlich durch die Abgrenzung von genetisch-deterministischen, molekularbiologischen Konzepten des Körpers bestimmt war; ihre Intervention weist zahlreiche Parallelen zu den gegenwärtigen Strategien auf, eine klare Grenze zwischen einer symbolischen und einer physiologischen Anthropologie zu ziehen. Wie lässt sich angesichts dieser Theorie der Körper *wieder* zum Thema machen? Eine Strategie sind wissensarchäologische Grabungen in den Sedimenten ethnologischer Theoriebildung, um marginalisierte, liegen gebliebene oder verlassene Problemstellungen zu identifizieren, die den epistemischen und methodologischen Möglichkeitsraum erweitern.

Eine zweite Strategie besteht in der intensivierten Aufmerksamkeit für paradigmatische Verschiebungen des Denkens in den Lebenswissenschaften selbst, mit denen überraschende Bezüge zu ethnologischen Problemstellungen hergestellt werden. Es ist eine ironische Wende des genetischen Diskurses selbst, die hier hilft: Denn als Ergebnis der Entzifferung des kompletten menschlichen Genoms – eine Jahrhundertleistung, die bedeutende finanzielle und personelle Ressourcen band und von der sich Wissenschaft, Industrie, Politik und Öffentlichkeit die Lösung fast aller Gesundheitsprobleme erhofften – setzt sich zunehmend die Einsicht durch, dass durch Kenntnis der Gene nur in extremen Ausnahmefällen eine Prognose hinsichtlich von Krankheitsentwicklungen getroffen werden kann, von therapeutischen Interventionen ganz zu schweigen. Das Motto laute nicht mehr „It’s in your genes!“, sondern es sei eine Neuausrichtung der Forschungsanstrengungen gefordert: „Genome: meet your environment.“<sup>91</sup> Es gehe nicht mehr um „Gene“, sondern um die komplexen Wechselwirkungen von Genen, metabolischer Dynamik und sozialen wie natürlichen Umwelten.<sup>92</sup>

Entscheidend ist dabei, dass diese Neuausrichtung nicht in erster Linie eine *theoretisch motivierte Wende* ist, sondern dass damit auf die Verfügbarkeit neuer empirischer Daten reagiert wird, die auf der Grundlage neuer Methoden, Labortechnologien und bioinformatischer Verfahren erzeugt wurden. Sehr skizzenhaft gesagt ist es auf Grundlage dieser neuen biotechnologischen Plattformen<sup>93</sup> in den Labors

---

menden Jahren jedoch nicht durchsetzen. Vgl. hierzu *Marshall D. Sahlins, Elman R. Service: Evolution and Culture*. [With a foreword of Leslie A. White]. Ann Arbor 1960 und die selbstkritische Revision durch *Marshall D. Sahlins: What is Anthropological Enlightenment? Some Lessons of the Twentieth Century*. In: *Annual Review of Anthropology* 28 (1999), S. i-xxiii.

91 *Leslie A. Pray: Epigenetics: Genome: meet your environment. As the evidence accumulates for epigenetics, researchers reacquire a taste for Lamarckism*. In: *The Scientist* 18/13, July 5, 2004, S. 14.

92 In diesem wie anderen programmatischen Aufrufen zu einer integrierteren Herangehensweise bleiben soziale Faktoren jedoch weitgehend unbestimmt – welchen Beitrag differente Lebensweisen zur Krankheitsentstehung leisten, wird nicht konkretisiert.

nicht mehr nur möglich, eine statische Karte der Gene zu erzeugen, sondern es können dynamische Profile der in Zellen erzeugten Gen-Produkte und deren Interaktionen im Metabolismus gefertigt werden. Dadurch ist es möglich, Anpassungen des Stoffwechsels an veränderte (Umwelt-)Situationen nachzuzeichnen.<sup>94</sup> Im Ergebnis entsteht hierbei ein Bild des Körpers, das manche Biowissenschaftler dazu provoziert, nachträglich die Dekodierung des menschlichen Genoms als Geld- und Zeitverschwendung zu betrachten.<sup>95</sup> Dieses harte Urteil ist sicher ungerecht; richtig ist aber, dass der genetische Reduktionismus – oder besser: der genetische Essentialismus – durch diese Befunde in seine Schranken gewiesen wird. Im Folgenden sollen zwei Forschungsfelder genannt werden, in denen in den letzten Jahren ein *neues Verständnis des Zusammenspiels von Körper und Umwelt entstanden ist*, das theoretische wie methodologische Bezüge zu sozial- und kulturanthropologischen Studien aufweist.

Durch das Verblässen der Dominanz des genetischen Determinismus entsteht wieder ein epistemischer Raum für die Erforschung stärker *kontextualistischer Modelle der Krankheitsentstehung*. Interessanterweise rücken dadurch Ansätze der Medizin und Epidemiologie wieder in das Zentrum des Interesses, die durch die Dominanz der Erreger-Theorie der Krankheitsentstehung ab Mitte des 19. Jahrhunderts und dann im 20. Jahrhundert durch genetisch-deterministische Theorien aus dem Zentrum der biowissenschaftlichen Forschung verdrängt worden waren. Krankheitserreger oder respektive genetische Mutationen wurden dabei als *notwendige* und *alleinige* Ursache der Krankheitsentstehung angesehen. Im Gegensatz dazu betonten epidemiologische oder sozialmedizinische Ansätze stets auch die Bedeutung weiterer, schwach wirkender Faktoren<sup>96</sup> wie Umwelteinflüsse, psychische Stabilität, Emotionen oder den sozialen Zusammenhalt einer Gruppe für den

---

93 Peter Keating und Alberto Cambrosio definieren als *biomedizinische Plattform* jene „material and discursive arrangements, or sets of instruments and programs, that, as timely constructs, coordinate [medical] practices and act as the bench upon which conventions concerning the biological or normal are connected with conventions concerning the medical or pathological“ (Biomedical Platforms. In: *Configurations* 8 [2000], S. 337–387, hier S. 386). Zu dieser Plattform gehören u. a. Genanalysen, Transkriptomik (gene expression analysis), Proteomik (protein expression analysis) und Metabonomik (metabolite profiling). Vgl. etwa Martin Kussmann, Frédéric Raymond, Michael Affolter: OMICS-driven biomarker discovery in nutrition and health. In: *Journal of Biotechnology* 124/4 (2006), S. 758–787.

94 Vgl. Carol V. Robinson, Andrej Sali, Wolfgang Baumeister: The molecular sociology of the cell. In: *Nature* 450 (2007), S. 973–982, hier S. 979. Die dadurch entstehenden „Bilder“ sind dabei alles andere als „naturalistisch“ – sie überzeugen aber durch ihren „Realismus“; vgl. zu dieser Unterscheidung Lorraine Daston, Peter Galison: The image of objectivity. In: *Representations* 40/ Autumn (1992), S. 81–128.

95 „In retrospect, we wonder why we spent millions on the genome.“ – Zit. n. Helen Pearson: Meet the human metabolome. In: *Nature* 446 (2007), S. 8.

96 Vgl. zur Unterscheidung von *necessary* und *weakly sufficient causes* der Krankheitsentstehung Stephen J. Kunitz: Holism and the idea of general susceptibility to disease. In: *International Journal of Epidemiology* 31 (2002), S. 722–729.

Grad der individuellen Empfänglichkeit oder Resistenz gegenüber Infektionen und chronischen Krankheiten.<sup>97</sup> Die offensichtliche Schwäche dieses Erklärungsansatzes ist jedoch, dass hier alles mit allem im Zusammenhang zu stehen schien und die Komplexität der vermuteten Wechselwirkungen nicht in einem empirisch testbaren Modell gefasst werden konnte. Was ambitioniert als holistischer Ansatz propagiert wurde, endete theoretisch in einem eher spekulativen *arrow salad*, einem wilden Durcheinander von Kausalitätspfeilen.<sup>98</sup> Tatsächlich kann mit guten Gründen die Ansicht vertreten werden, dass holistische Ansätze an unbeherrschbarer Komplexität scheitern, einem *Zuwiel* an Relationen und einem *Mangel* an testbaren Hypothesen kausaler Zusammenhänge.<sup>99</sup> Notwendig ist daher ein *forschungs-pragmatischer Reduktionismus*, der es vermeidet, in einen *ontologischen Reduktionismus* zu verfallen.<sup>100</sup> Die Chancen zur Auflösung dieses *arrow salads* haben sich dabei seit den 1920er-Jahren wesentlich verbessert.<sup>101</sup> Es werden zunehmend physiologische Mechanismen beschrieben, die auch Ansatzpunkte für eine *somatische Anthropologie* bieten. Es sind Beispiele, die sich – wie ich das zusammen mit Jörg Niewöhner formuliert habe – an dem Problem abarbeiten, wie Kultur und Soziales unter die Haut geht.<sup>102</sup>

#### Von der Homöostase zur Allostasis

Oben wurde schon kurz auf die Arbeiten des Physiologen Walter B. Cannon verwiesen, der während des Ersten Weltkrieges als Mitglied einer medizinischen Sonderkommission das Phänomen zu klären versuchte, warum nach nicht tödli-

---

97 So waren in den 1920er Jahren viele Epidemiologen überzeugt davon, dass sich etwa die Grippe-Pandemie von 1918 und die sie begleitenden Ausbrüche von Polio, Meningitis und anderen Ansteckungskrankheiten, denen Millionen von Menschen zum Opfer fielen, nur erklären ließe, wenn neben Viren auch der völlige Zusammenbruch sozialer Ordnungen durch den Krieg als Ursache in Rechnung gestellt werde. Vgl. *John E. Gordon: The twentieth century – yesterday, today, tomorrow (1920–)*. In: *Franklin Henry Top* (ed.): *The History of American Epidemiology*. St. Louis 1952, S. 114–167 (zit.n. *St. Kunitz: Holism* [wie Anm. 96], hier S. 723).

98 Mit dem Begriff *arrow salad* charakterisiert der amerikanische Epidemiologe und Anthropologe Robert Aronowitz ironisch alle Versuche, in bester Absicht multi-kausale Modelle zu erstellen, in denen alle Elemente miteinander rekursiv verknüpft seien. *Robert Aronowitz: Framing-Effekte für soziale Verteilungsmuster von Krankheit: ein unterschätzter Mechanismus*. In: *J. Niewöhner u. a.* (Hrsg.): *Wie geht Kultur unter die Haut* (wie Anm. 13), S. 169–192.

99 *A. Harrington: Die Suche nach Ganzheit* (wie Anm. 19).

100 Vgl. zu einer ähnlichen Unterscheidung und Kritik des Reduktionismus „als Ideologie“ *Steven Rose: Lifelines. Biology, Freedom, Determinism*. London 1997, S. 272–301.

101 Wichtigste Instrumente dabei sind relationistische Ansätze, wie etwa die Kybernetik, die System- oder die Netzwerk-Theorie, mit denen komplexe und emergente Phänomene erklärt werden können. Vgl. u. a. *Albert-László Barabási: Linked. The new science of networks*. Cambridge 2002; *Scott Camazine u. a.: Self-organization in biological systems*. Princeton 2001.

102 Vgl. *J. Niewöhner u. a.* (Hrsg.): *Wie geht Kultur unter die Haut* (wie Anm. 13).

chen Verwundungen bei zahlreichen Soldaten ein akutes Kreislaufversagen zu ihrem plötzlichen Tod führte. Cannon vermutete – ganz ähnlich wie Marcel Mauss es bei der Beschreibung von ‚Verhexten‘ getan hatte –, dass der Auslöser für diese physiologische Reaktion tiefe Angstzustände seien, durch die letztlich die zentralen Lebenserhaltungsmechanismen des Körpers zusammenbrächen.<sup>103</sup> Cannon prägte für diese Mechanismen den Begriff der *Homöostase*: Auf Veränderungen in der Umwelt reagiere der Körper normalerweise durch Anpassungen etwa des Blutdrucks oder der Herzfrequenz und erhalte damit die Stabilität seiner Funktionen: „If a state [i. S. eines physiologischen Zustandes] remains steady it does so because any tendency towards change is automatically met by increased effectiveness of the factor or factors which resist the change.“<sup>104</sup> In Situationen starker Angst oder emotionaler Belastung könne diese Regelung jedoch versagen, eine negative Verknüpfung „geistiger“ und körperlicher Phänomene, die Cannon auf der Grundlage von Tierexperimenten experimentell zu belegen suchte.<sup>105</sup>

Die von Cannon vorgeschlagene Perspektive auf somatische Regelungssysteme hat sich dabei als außerordentlich fruchtbar erwiesen; in seiner Tradition wird in den letzten Jahren verstärkt das komplexe Zusammenspiel des neuroendokrinen, des kardiovaskulären und des Immunsystems untersucht. Dabei liegt der Schwerpunkt jedoch nicht mehr auf der Herstellung körperlicher Stabilität, sondern auf der Erklärung der negativen Effekte langfristiger psychischer Belastungen. Unter dem Begriff der *allostatischen Anpassung*<sup>106</sup> wird der Frage nachgegangen, wie der Körper auf externe Stimuli oder die Veränderung von Umweltbedingungen reagiert. Die zugrunde liegende Modellvorstellung ist dabei, dass in Reaktion auf länger wirkende Belastungen – sozialer Stress, Infektionen oder Nahrungsmittel-

---

103 Wie *Walter B. Cannon* 1932 formulierte: „Unser Körper ist aus außerordentlich unstabilem Material gemacht [...] Wenn wir die extreme Instabilität unserer körperlichen Struktur, ihre Anfälligkeit für Störungen aufgrund der Einwirkung äußerer Kräfte und deren rasche Auflösung beim Wegfallen vorteilhafter Bedingungen betrachten, dann grenzt es ans Wunderbare, dass sie Jahrzehnte überleben kann“ (*The Wisdom of the Body*. Rev. and enlarged Ed. New York 1939 (1932), zit. n. der Übersetzung von *Jakob Tanner*: „Weisheit des Körpers“ und soziale Homöostase. Physiologie und das Konzept der Selbstregulation. In: *Philipp Sarasin, Jakob Tanner* (Hrsg.): *Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a. Main 1998, S. 129–169, hier S. 131).

104 *Walter B. Cannon*: *Organization of Physiological Homeostasis*. In: *Physiological Reviews* 9/3 (1929), S. 399–431, hier S. 424.

105 Das für die spätere Kybernetik so zentrale Modell des „negativen feed-backs“ ist in Cannons Modell der Stabilisierung „innerer Körperzustände“ schon vorweggenommen. Vgl. hierzu ausführlicher *Stefan Beck*: *Der Körper als hybride Verlaufsform. Technologisches ‚body building‘, Grenzregimes und Autotopographien*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 47 (1996), S. 38–55.

106 *Peter Sterling, Joseph Eyer*: *Allostasis: A new paradigm to explain arousal pathology*. In: *Shirley Fischer, J. Reason* (eds.): *Handbook of Life Stress, Cognition and Health*. Chichester u. a. 1988, S. 629–649.

knappheit – verschiedene körpereigene Systeme so ineinander greifen, dass eine dauerhafte Anpassungsreaktion ausgelöst wird.<sup>107</sup> Im Gegensatz zu den von Cannon beschriebenen, unmittelbar der Lebenserhaltung dienenden Regelkreisen, die hoch dynamisch um einen „Normalwert“ schwanken – wie etwa beim Blutdruck oder der Körpertemperatur –, werden bei allostatistischen Reaktionen auf chronischen Stress diese Werte langfristig verschoben:<sup>108</sup> Der Körper muss gleichsam einen Preis zahlen, wenn er sich langfristig an ungünstige psychosoziale oder physische Situationen anpassen muss.<sup>109</sup> Das Gehirn wird als das zentrale Organ betrachtet, das Stressreaktionen verarbeitet und andere Organe positiv oder negativ beeinflusst.<sup>110</sup>

Aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive ist bemerkenswert, dass mit dieser Theorie der akkumulierten Belastungen eine körper*biografische* Perspektive<sup>111</sup> eröffnet wird: Sozialer Stress – etwa ein geringer sozialer Status am Arbeitsplatz,<sup>112</sup> Existenzängste durch drohenden Arbeitsplatzverlust oder auch ein ungünstiges Wohnumfeld<sup>113</sup> – könne das individuelle Risiko für die Entwicklung chronischer Krankheitszustände bedeutend erhöhen.<sup>114</sup> Ging es bei Cannon noch um das Pro-

- 
- 107 Dieser Zusammenhang, dass psychische Belastungen die homöostatischen Balancen des Körpers dauerhaft verschieben können, wurde erstmals von *Hans Selye* beschrieben (Syndrome produced by diverse nocuous agents. In: *Nature* 138 [1936], S. 32). Selyes Studien machten den Begriff *Stress* populär und begründeten eine Forschungsrichtung, die biografische Akkumulationen belastender Einflüsse auf körperliche Zustände beschrieb; vgl. *Hans Selye: The Stress of Life*. [Bd. 5] Implications and applications. New York u. a. 1956.
- 108 *P. Sterling, J. Eyer*: Allostasis (wie Anm. 106); hier wird – am Beispiel der Blutdruckschwankungen im Tagesverlauf – erstmals das Konzept der „allostasis“ in Weiterentwicklung des Konzeptes der Homöostase geprägt.
- 109 *Bruce S. McEwen*: Protective and damaging effects of stress mediators. In: *New England Journal of Medicine* 338/3 (1998), S. 171–179; *Bruce S. McEwen, John C. Wingfield*: The concept of allostasis in biology and biomedicine. In: *Hormones and Behavior* 43 (2003), S. 2–15, insbes. S. 3.
- 110 *Bruce S. McEwen*: Physiology and Neurobiology of Stress and Adaptation: Central Role of the Brain. In: *Physiol Review* 87 (2007), S. 873–904.
- 111 *Claudia Langenberg u. a.*: Social Circumstances and Education: Life Course Origins of Social Inequalities in Metabolic Risk in a Prospective National Birth Cohort. In: *Am J Public Health* 96/12 (2006), S. 2216–2221; *Michael E. J. Wadsworth*: Health inequalities in the life course perspective. In: *Social Science & Medicine* 44/6 (1997), S. 859–869. Dass der Körper – wie alle kybernetischen Systeme – einen physiologischen *Memo-Effekt* aufweise, der sich der willkürlichen Beeinflussung weitgehend entziehe, beschrieb aus anthropologischer Perspektive erstmals *Gregory Bateson*: Die Kybernetik des „Selbst“: Eine Theorie des Alkoholismus. In: *Ders.: Ökologie des Geistes* (wie Anm. 53), S. 400–435, hier S. 409.
- 112 Durchaus interessant ist hierbei, dass dabei von Naturwissenschaftlern *social looping processes* berücksichtigt werden, indem sozialer Status stets als *interpretierter* Status in Rechnung gestellt wird; vgl. etwa *David S. Krantz, Melissa K. McCeney*: Effects of Psychological and Social Factors on Organic Disease: A Critical Assessment of Research on Coronary Heart Disease. In: *Annual Reviews of Psychology* 53 (2002), S. 341–369, hier S. 351.
- 113 Auch „ansteckende“ Wirkungen werden postuliert, vgl. *Elaine Wethington*: Contagion of Stress. In: *Advances in Group Processes* 17 (2000), S. 229–253.

blem der Erhaltung körperlicher *Stabilität*, geht es in neueren Studien zugespitzt um die Frage, ob man an geringem sozioökonomischen Status bzw. durch den durch Exklusion bedingten biografisch akkumulierten *Stress* erkranken oder – früher – sterben kann.<sup>115</sup> Damit wird ein Wirkungskontinuum postuliert, das von genetischen Dispositionen über soziale und psychische Faktoren bis hin zu Umweltbedingungen reicht.<sup>116</sup> Diese Perspektive wirft auch ein neues Licht auf die aktuelle Debatte um die Frage, wie Schichtzugehörigkeit, Bildung und Körpergewicht zusammenhängen.<sup>117</sup>

Gelebte Subalternität<sup>118</sup> und biologischer Freudianismus<sup>119</sup>

Der Zusammenhang von Lebensweise und Krankheitsdisposition steht auch im Zentrum der im vergangenen Sommer im Bundesgesundheitsblatt veröffentlichten Ergebnisse des vom Robert-Koch-Institut erstellten „Kinder- und Jugendgesund-

---

114 Bruce S. McEwen: Allostasis and allostatic load: implications for neuropsychopharmacology. In: Neuropsychopharmacology 22/2 (2000), S. 108–124.

115 Das Modell der Allostasis impliziert damit auch, dass Konzepte der *Krankheitsprävention* ungleich verteilte, biografische Gesundheitslasten – zu denen eben auch die ungleiche *Interpretation* dieser Lasten gehört – in Rechnung stellen können.

116 Konkret legen diese Untersuchungen zu allostatistischen Regelungsmechanismen etwa nahe, dass eine glückliche, emotional ausgeglichene und mit positiven kulturellen Stimuli angereicherte Kindheit eine immunologisch, metabolisch und neurologisch glückliche Zukunft des Individuums wahrscheinlicher macht: moderater, positiv bewältigter Stress in der Kindheit wirke wie eine „Impfung gegen Stress“ und könne beim Erwachsenen eine nachhaltige Widerstandskraft gegen die negativen Auswirkungen von psychischen Belastungen aufbauen helfen, es werde eine „*stress resilience*“ geschaffen. Vgl. Steven M. Southwick, Meena Vythilingam, Dennis S. Charney: The Psychobiology of Depression and Resilience to Stress: Implications for Prevention and Treatment. In: Annual Review of Clinical Psychology 1 (2005), S. 255–291, hier S. 280.

117 Durch diese Forschungsthese wird nicht schon notwendigerweise das bürgerliche Ethos der Sorge um das Kind intensiviert, aber sobald diese Konzepte popularisiert werden, ist damit zu rechnen, dass die Ziele der Erziehung vielfältiger, die eingesetzten Mittel andere werden und die Perspektive auf „Erziehung“ und „Kindheit“ transformiert und *lebenswissenschaftlich reformuliert* wird: Im Zeichen der *Resilience* könnte die glückliche Kindheit nun jene Kindheit werden, die allostatistische Wirkachsen trainiert, ohne sie in den ersten Lebensjahren übermäßig einem negativen „allostatic load“ auszusetzen. Und die gute Erziehung wird jene Erziehung sein, die es schafft, die *Resilience* zu steigern und eine ausreichende Widerstandskraft gegenüber unbekanntem künftigen Belastungen zu erzeugen. Es geht – pointiert gesagt – um die Herstellung eines *belastbaren somatischen Selbst*, eines *in den Grenzen seiner genetischen Ausstattung plastischen Individuums*.

118 Simon J. Charlesworth, Paul Gilfillan, Richard Wilkonson: Living inferiority. In: British Medical Bulletin 69 (2004), S. 49–60.

119 René Dubos, Dwayne Savage, Russell Schaedle: Biological Freudianism – Lasting Effects of Early Environmental Influences. In: Pediatrics 38/5 (1966), S. 789–800 (wieder abgedruckt in: International Journal of Epidemiology 34/1 [2005], S. 5–12).

heits-surveys (KiGGS) 2003–2006<sup>120</sup> oder in der in Frühjahr 2008 veröffentlichten „Nationalen Verzehrsstudie II“<sup>121</sup>, die im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz erstellt wurde. Beide Studien belegen einen engen Zusammenhang zwischen sozialer Lage, Bildung, Einkommen und Erkrankungsrisiko. Arme Kinder, vor allem jene mit Migrationshintergrund, haben demnach ein doppelt so hohes Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen wie gebildete Kinder aus der ökonomischen Oberschicht.<sup>122</sup> Andere demografische Untersuchungen verweisen darauf, dass Angehörige der Unterschicht eine bis zu zehn Jahren reduzierte Lebenserwartung haben.<sup>123</sup> So klar die Korrelationen sind, so unklar sind die Ursachen: Der ungleiche Zugang zu medizinischer Versorgung kann diese großen Unterschiede nicht erklären, und das Robert-Koch-Institut etwa argumentiert extrem vorsichtig, wie der Befund zu erklären sei, dass – pointiert gesagt – Armut dick, unbeweglich und abhängig von Suchtmitteln mache.<sup>124</sup> Die Gesundheitspolitik lässt sich von diesen Zweifeln nicht beeindrucken – für Bundesminister Horst Seehofer ist offensichtlich, dass gegen die Epidemie der dicken Kinder vor allem durch Gesundheitsinformation und Aufklärung der Eltern über gesundes Essen vorgegangen werden muss. Vor dem Hintergrund neoliberaler Präventions-Modelle wird vor allem auf eine Verhaltensänderung durch Wissen und individuelle Verantwortung gesetzt. Die Wahl eines Lebensstils wird hierbei in erster Linie als eine *willkürliche* Entscheidung angesehen.

Die sozialwissenschaftliche Naivität dieses Politikansatzes wird nur noch von seiner Ignoranz gegenüber epidemiologischen Studien übertroffen,<sup>125</sup> in denen herausgearbeitet wird, dass vor allem jene Bevölkerungsgruppen das höchste Gesundheitsrisiko tragen, die nur eine geringe Kontrolle über ihre Lebensumstände haben. Konkret: die geografischen, sozialen, arbeitsbezogenen Umwelten der Betroffenen, die das individuelle Sicherheitsgefühl schwächen, die Diskriminierungen erzeugen

---

120 Bundesgesundheitsblatt, Band 50, Heft 5/6, Mai/Juni 2007.

121 Nationale Verzehrsstudie II. Die bundesweite Befragung zur Ernährung von Jugendlichen und Erwachsenen. Max Rubner-Institut, Bundesforschungsinstitut für Ernährung und Lebensmittel, 2008.

122 Vgl. auch *Sharon Friel, Mickey Chopra, David Satcher*: Unequal weight: equity oriented policy responses to the global obesity epidemic. In: *British Medical Journal* 335 (2007), S. 1241–1243; *Rory Watson*: Steps to a leaner Europe. In: *British Medical Journal* 335 (2007), S. 1238.

123 Vgl. hierzu *Magnus Heier*: Früh übt sich, wer gesund sein will. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 27.1.2008, S. 60.

124 Vgl. zu einer ähnlich vorsichtigen Beurteilung, wie ein überzeugender Zusammenhang zwischen sozialen Ursachen und biologischen Effekten konstruiert werden könnte *Ronald A. Thisted*: Are there social determinants of health and disease? In: *Perspectives in Biology and Medicine* 46/3 (2003), S. S65–S73.

125 Vgl. als Überblick etwa *Shelley E. Taylor, Rena L. Repetti, Teresa Seeman*: Health Psychology: What is an unhealthy environment and how does it get under the skin? In: *Annual Reviews of Psychology* 48 (1997), S. 411–447; *John Lynch, George D. Smith*: A life course approach to chronic disease epidemiology. In: *Annual Review of Public Health* 26 (2005), S. 1–35.

oder die existenzielle Konflikte und Gewalt hervorrufen – sprich: die sozialen Stress erzeugen.<sup>126</sup> Folgt man dem Ansatz der neurophysiologischen Stress-Forschung, werden psychosomatische Mechanismen erkennbar, die erfolgversprechendere Ansatzpunkte für Interventionen in die schlechte Gesundheitslage erlauben als Informationskampagnen zu lancieren. Der Kontrast zu neoliberalen Präventionspolitiken à la Seehofer, die mit mehr Information auf die Köpfe der Unterschicht zielen, wird besonders deutlich, wenn analysiert wird, was die internationale Stress-Forschung unter „brain-centered interventions“ versteht.<sup>127</sup> Das Gehirn wird hier nicht als Wissensspeicher angesehen, sondern als zentrales Organ, in dem Wirklichkeit bewusst wie unbewusst interpretiert und körperliche Zustände etwa durch neurologische und hormonelle Effekte reguliert werden. Nachhaltige Verhaltensänderungen, die Stärkung sozialer Zusammengehörigkeit oder die Reduktion chronischer emotionaler Belastungen wirke dabei positiv auf das komplex vernetzte *Organ* Gehirn, das durch Änderung von Hormonausschüttungen wiederum Herz-Kreislauf-Problemen, Adipositas und anderen Erkrankungen entgegenwirke. Offensichtlich ist, dass diese Forschungsrichtung von einer noch stärkeren Berücksichtigung sozialer Kontexte und der Frage, wie Belastungen kulturell verarbeitet werden, profitieren könnte. Aus ethnologischer Perspektive erscheint vor allem eine Bezugnahme auf das Habitus-Konzept produktiv, das ja von Marcel Mauss eingeführt wurde, um jene gesellschaftlich erzeugten „Gewohnheiten“ des Körpers zu bezeichnen, die als Ergebnis der individuellen wie kollektiven praktischen Vernunft anzusehen seien.<sup>128</sup>

Was damit angesprochen ist, lässt sich gut mit dem Erlebnis einer Frankfurter Kollegin erläutern, die mit ihrem normalgewichtigen, zweijährigen Kind auf dem Spielplatz tröstend von der türkischen Mutter eines kräftigen, nach den Tabellen des Robert-Koch-Institutes sicherlich stark übergewichtigen Kindes angesprochen wurde: Sie solle sich keine Sorgen machen, auch ihr Kind würde bestimmt noch kräftig werden. Dieser Schnipsel aus der Lebenswelt verweist möglicherweise auf Wissensdefizite, sicher aber auf kulturell differente Körperbilder und wahrscheinlich auf soziale Erfahrungen, in denen ein kräftiger Körper eine wichtige Ressource ist – kurz: Die Anekdote offenbart das Wirken *alternativer Rationalitäten*, die sich durch mehr Information nicht beseitigen, sondern höchstens ergänzen lassen. Die Europäische Ethnologie hat aus meiner Sicht die Aufgabe, diese Rationalitäten in ihrer Eingebundenheit in soziale Milieus und kulturelle „Kosmologien“ zu beschreiben; und sie hat auch die Chance, den langfristigen physiologischen, körperlichen Wirkungen verschiedener Lebensweisen in Kooperationen mit Sozialmediziner\*innen oder Epidemiologen nachzugehen und zur Entwicklung einer *kulturellen Epidemiologie* beizutragen. Unter diesem Stichwort wurde in den letzten Jahren ver-

---

126 S.J. Charlesworth u. a.: Living inferiority (wie Anm. 118).

127 B.S. McEwen: Physiology and Neurobiology of Stress and Adaptation (wie Anm. 110).

128 M. Mauss: Die Techniken des Körpers (wie Anm. 14), S. 202f.



stärkt eine interdisziplinäre Kooperation zwischen der Medizinanthropologie und der Epidemiologie angeregt.<sup>129</sup> Die Aussichten für theoretische wie methodologische Innovationen in diesem Grenzgebiet sind nicht zuletzt deshalb gestiegen, da auch in der Epidemiologie inzwischen verstärkt gefragt wird, ob nicht jenseits einfach zu parametrisierender Faktoren wie Einkommen oder Bildung mehr Aufmerksamkeit kulturellen Mustern der Krankheitswahrnehmung und -verarbeitung gewidmet werden sollte.<sup>130</sup>

Der Verweis auf ein um physiologische Aspekte erweitertes Habitus-Konzept ermöglicht eine weitere Bezugnahme, nämlich auf Debatten in der Biologie um langfristig negative Wirkungen frühkindlicher Belastungen durch ungeeignete Ernährung, schlechte Wohnbedingungen, fehlende Zuneigung oder chronische Infektionen, die unter dem Stichwort des „biological Freudianism“ diskutiert werden.<sup>131</sup> Denn der Begriff des Habitus, wie er etwa von Bourdieu für die langfristig wirkenden, „einverleibten Strukturen“ der Lebenswelt – etwa die sozial spezifischen Geschmackspräferenzen, die ästhetischen Vorlieben oder körperlichen Praxisformen – entwickelt wurde, stellt gleichsam das kulturelle Pendant zu den von Biologen analysierten biografischen Prägungen von Körperlichkeit dar. Hierbei wird die Bedeutung der individuellen Entwicklung von Organismen herausgestrichen. Diese Fragerichtung wurde in der deutschen oder französischen Embryologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts intensiv verfolgt, geriet dann jedoch unter die Dominanz des in Angloamerika dominierenden genetischen Denkens.<sup>132</sup> Unter dem Stichwort Evo-Devo (= Evolution/Development) wird nun untersucht, wie während der individuellen Entwicklung die Wirkung der Gene reguliert wird.

---

129 Vgl. u. a. *Mitchell G. Weiss*: Cultural epidemiology: An introduction and overview. In: *Anthropology and Medicine* 8/1 (2001), S. 5–29; *Brigit Obrist, Peter Van Eeuwijk, Mitchell G. Weiss*: Health anthropology and urban health research. In: *Anthropology & Medicine* Vol. 10, No. 3, 2003, S. 267–274; *Brigit Obrist, Marcel Tanner, Trudy Harpham*: Engaging anthropology in urban health research: issues and prospects. In: *Anthropology & Medicine* Vol. 10, No. 3, 2003, S. 361–371.

130 Vgl. hierzu u. a. *Richard Eckersley*: Is modern Western culture a health hazard? In: *International Journal of Epidemiology* 35 (2006), S. 252–258.

131 *R. Dubos u. a.*: Biological Freudianism (wie Anm. 119); der Begriff ist allerdings wenig glücklich gewählt, weil Freud ja stets auch biologisch-neurologische Dimensionen der zu seiner Zeit diskutierten Gedächtnistheorie und der Theorie der Psyche in seinem Ansatz zu berücksichtigen suchte; vgl. hierzu *Riccardo Steiner*: Einleitung. In: *Sigmund Freud: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum*. Frankfurt a. Main 2000, S. 7–60.

132 *Michel Morange*: French tradition and the rise of Evo-devo. In: *Theory Biosci* 126 (2007), S. 149–153; *Michel Morange*: The Relations between Genetics and Epigenetics. A Historical Point of View. In: *Annals of the New York Academy of Sciences* 981/1 (2002), S. 50–60.

## Epigenetik

Noch radikaler werden die Annahmen der klassischen Genetik durch Studien herausgefordert, in denen untersucht wird, ob körperliche Dispositionen von einer Generation zur nächsten weitergegeben werden. Solche Studien wirken wie ein Tabubruch, wenn unter dem Stichwort der „Epigenetik“ die Weitergabe „erworbener Fähigkeiten“ unterstellt wird – ein Mechanismus, der unter dem Namen „Lamarckismus“ das lächerlich gemachte Gegenbild zum wissenschaftlichen Darwinismus bildete. Aber vor einigen Jahren sorgte eine Studie für Aufsehen, in der Gesundheitsdaten von Patienten, ihrer Eltern und Großeltern mit sozialhistorischen Daten über gravierende Hungersnöte in einem schwedischen Bezirk kombiniert wurden.<sup>133</sup> Im Ergebnis konnte gezeigt werden, dass Knappheits- oder Überfluss-Perioden in der Nahrungsversorgung der Großeltern das Risiko der Enkelgeneration bestimmten, an Diabetes oder Herz-Kreislauf-Erkrankungen zu leiden. War etwa der Großvater in seiner Jugendzeit von einer Hungersnot betroffen, wies der Enkel ein deutlich reduziertes Diabetes-Risiko auf; war der Großvater hingegen in Zeiten des Nahrungsüberflusses aufgewachsen, dann wiesen die Enkel ein bis zu vierfach erhöhtes Risiko auf, an Diabetes zu erkranken.

Bemerkenswert ist an solchen epigenetischen Studien nicht nur, dass Epidemiologen und Mediziner für solche Studien Kirchenregister, sozialhistorische Statistiken und weitere Quellen auswerten müssen, die bislang das Arbeitsinstrument der Volkskunde oder der Sozialgeschichte waren. Entscheidender ist, dass hiermit eine weitere Temporalisierung des biologischen Untersuchungsrahmens vorgenommen wird: Neben der *longue durée* evolutionärer Naturgeschichte und der biografischen Entwicklung von Organismen (oben unter dem Stichwort „Evo-Devo“ thematisiert) rücken nun auch intergenerationelle, sozialhistorische Dimensionen in das Zentrum des biologischen Interesses.<sup>134</sup> Margaret Lock, eine der weltweit führenden Medizinethnologinnen, unterstreicht die Bedeutung dieses paradigmatischen Bruches in der Biologie: Das seit den 50er-Jahren geltende Dogma der Genetik, auf dem die zentralen Annahmen der Biowissenschaften aufbauten, sei in den vergangenen Jahren gesprengt worden. Die leitenden Metaphern, mit denen noch vor zehn Jahren die Entzifferung des menschlichen Genoms gerechtfertigt wurde – das

---

133 G. Kaati, L.O. Bygren, S. Edvinson: Cardiovascular and diabetes mortality determined by nutrition during parents' and grandparents' slow growth period. In: *European Journal of Human Genetics* 10/11 (2002), S. 682–688.

134 Rudolf Jaenisch und Adrian Bird etwa sagen voraus, dass „[t]he future will see intense study of the chains of signaling that are responsible for epigenetic programming. As a result, we will be able to understand, and perhaps manipulate, the ways in which the genome learns from its experiences.“ (Epigenetic regulation of gene expression: how the genome integrates intrinsic and environmental signals. In: *Nature Genetics Supplement* 33 [2003], S. 245–254, hier S. 251).

Buch des Lebens, der Code der Codes, der Heilige Gral des Lebens – seien inzwischen rettungslos veraltet.<sup>135</sup>

## VI. Relationale Anthropologie

Diese durchaus dramatischen Entwicklungen der Biologie und Medizin sollten in allen drei oben skizzierten Feldern aufgegriffen werden, zu denen die Ethnologie einen Beitrag zu den Diskussionen der Lebenswissenschaften leisten kann. *Erstens*, indem der Freisetzung dieser neuen biologischen Erkenntnisse im Alltag nachgegangen wird. Wenn immer stärker die Rolle der Vererbung erworbener Dispositionen – etwa für Dickleibigkeit, Suchtverhalten, Krankheitsrisiken – betont wird, ändert sich dadurch die Verantwortung, die Eltern für das biologische Schicksal ihrer Kinder empfinden? Wie werden diese Erkenntnisse in staatliche Präventions- und Vorsorgepolitiken oder mittels Sanktionen von Krankenkassen umgesetzt? Wie wirken sich veränderte Repräsentationen von Krankheiten auf körperliches Erleben und körperliche Zustände aus?

*Zweitens* sollten die Veränderungen der „disciplinary matrices“ (Th. Kuhn) intensiv verfolgt werden, mit denen die Grenzen zwischen den Natur- und Sozialwissenschaften momentan neu definiert werden. Denn im Feld lebenswissenschaftlicher Wissensproduktion sind bedeutende theoretische wie methodologische Veränderungen zu erwarten, wenn etwa Mediziner systematischer beginnen, soziale Faktoren in ihren Erklärungssystemen zu berücksichtigen. Eine intensiviertere Kooperation mit Sozialhistorikern, Sozialwissenschaftlern, Kulturgeographen oder Ethnologen ist erforderlich, wenn den Einflüssen sozialer und kultureller Umwelten auf physiologische Prozesse nachgegangen werden soll. Wie in diesem durch interdisziplinäre Kooperationen charakterisierten Feld Wissen produziert wird, wie sich neue Formen der Zusammenarbeit und Institutionalisierung herausbilden, welche Effekte die nicht unerheblichen Status- und Reputationsunterschiede der Fächer im wissenschaftlichen Feld auf Modi der Kooperation haben und welche neuen „Wahrheitsregimes“ hier entstehen, stellt ein offenes Forschungsproblem dar.

---

135 Der Weg vom Gen zum Protein zum Metabolismus könne nicht mehr als Einbahnstraße konzipiert werden: „A space has been opened up between genotype and phenotype, a space of endophenotypes – unstable, shifting interim states – that was partially recognized one hundred years ago, but then conveniently set to one side until relatively recently. It is now acknowledged that social and ecological environments produce a continuous impact on cell functioning, including the creation of endophenotypes, that in turn affect the functioning of specific genes.“ (*Margaret Lock: Living with Uncertainty: The Genetics of Late Onset Alzheimer’s Disease*. In: *General Anthropology* 13/2 [2006], S. 1–9, hier S. 6) Vgl. hierzu auch *Evelyn Fox-Keller*: Is „epigenetic inheritance“ a contradiction in terms? Vortrag auf der Tagung „Zwischen ‚Vererbung erworbener Eigenschaften‘ und Epigenetik“. Berlin 2006, unveröff. MS.

Und schließlich ist *drittens* momentan weitgehend ungeklärt, auf welcher theoretischen Basis sich qualitativ-sozial- und kulturwissenschaftliche Methodologien und Beschreibungssprachen mit quantitativ-epidemiologischen oder physiologischen Ansätzen kombinieren lassen, ohne dass mehr als eine schlichte Addition inkompatibler „Fakten“ erreicht wird. Denn *hybride Vorhaben* – wie etwa eine durch sozialkulturelles Wissen erweiterte Epidemiologie – werden *nicht* durch eine *vertikale Integration* von Wissensbeständen befördert werden können, wie sie von Edward O. Wilson und anderen Vertretern des naturwissenschaftlichen *mainstream* vorgeschlagen wird; hier sind neuartige epistemische Experimente gefordert. Die Ethnologie hat gute Voraussetzungen, hierzu innovative Beiträge zu entwickeln. *Zwei Strategien* bieten sich an: einerseits eine *Rekombination* der in der Fachgeschichte entwickelten theoretisch-methodologischen Zugänge, andererseits die Entwicklung einer *relationalen Anthropologie*.

In zwei groß angelegten Überblicksaufsätzen der Fachgeschichte plädierte der amerikanische Kulturanthropologe Michael Fischer im letzten Jahr dafür, die Entwicklung der ethnologischen Theoriebildung als ein experimentelles System zu analysieren, mit dem Beschreibungsvokabulare und methodische Zugänge in Reaktion auf veränderte Leitfragestellungen immer wieder variiert und rekombiniert werden können.<sup>136</sup> Ein solcher rekombinatorischer Zugriff auf Konzepte und Ressourcen der internationalen Ethnologie wird durch fachhistorische Entwicklungen erleichtert, die spezifische Kompetenzen und Perspektiven förderten.

Vor allem zu nennen ist hier die im Fach habitualisierte Skepsis gegenüber ontologisch eng geführten, ethnozentrisch grundierten Bestimmungen des Menschen – die Ethnologie kann nicht hinter die kulturvergleichende Perspektive zurück. Darüber hinaus war das Fach theoretisch stets erfreulich eklektisch und durch den „four-field-approach“ auch gezwungen, den Austausch mit anderen Disziplinen zu suchen; an diese Veranlagung zur Arbeit über Disziplinengrenzen hinweg kann und muss angeknüpft werden. Es bietet sich an, das Fach – in der Formulierung von James Clifford<sup>137</sup> – wieder zu einem intellektuellen Feld zu machen, das wichtige Verbindungen zwischen disziplinär zunehmend getrennten Diskursen, Theorien und methodologischen Zugängen herstellt. Und schließlich ist als wichtigster Punkt zu nennen, dass die Ethnologie auch während der Dominanz symboltheoretischer Ansätze nie ganz das Interesse an Materialität und Körperlichkeit verloren hat. Obwohl die bei Boas oder Mauss angelegte „Dreidimensionalität“ anthropologischen Denkens, das Geist, Körper und Gesellschaft stets zugleich im Blick halten wollte, nie theoretisch umfassend ausbuchstabiert wurde, lässt sich an diese Intui-

---

136 Michael M.J. Fischer: Culture and Cultural Analysis as Experimental Systems. In: Cultural Anthropology 22/1 (2007), S. 1–65; Michael M.J. Fischer: Four Genealogies for a Recombinant Anthropology of Science and Technology. In: Cultural Anthropology 22/4 (2007), S. 539–615.

137 Vgl. J. Clifford: Rearticulating Anthropology (wie Anm. 36).

tion der frühen Ethnologie anknüpfen. Das Fach hat sich hierdurch eine wertvolle theoretische Sensibilität und methodische Kompetenz für die Analyse hybrider, materiell-diskursiver Phänomene erhalten können, die es nun in einen fruchtbaren Dialog mit Ansätzen der empirischen Wissenschaftsforschung und der Wissenschaftstheorie einbringen kann.<sup>138</sup> Gegenüber den Lebenswissenschaften oder der Medizin können Proto-Konzepte wie die von Boas vorgeschlagene „somatische Anthropologie“, „somatographische“ Ansätze<sup>139</sup> oder eine Perspektive, die individuelle (Habitus) wie intergenerationale Prägungen der Körperbiografie in Rechnung stellt,<sup>140</sup> als erste Schritte in Richtung auf eine intensiviertere Kooperation ins Spiel gebracht werden.

Im Gegensatz dazu wird der Entwurf einer *relationalen Anthropologie*<sup>141</sup> über eine Rekombination etablierter Methoden und Theorien in zweifacher Weise hinaus weisen müssen: Einerseits ist gegenüber objektivierenden Begrifflichkeiten inhaltlicher Widerstand zu leisten, etwa indem Körper stets *im Gebrauch, in Aktion, in machtdurchwirkten Beziehungen, als interpretiert und klassifiziert* beschrieben wird.<sup>142</sup> Es ist ein stets *radikal unauthentischer* – eben relationierter – Körper in Rechnung zu stellen, der etwa charakterisiert ist durch die „comfortable alienation“ durch biotechnologische Interventionsmöglichkeiten in Körperfunktionen.<sup>143</sup> Im Zentrum des Interesses steht damit die Analyse von „Beziehungen zwischen Beziehungen“ (R. Rorty);<sup>144</sup> und es geht darum, „human and non-human relations“ ethnografisch zu folgen ohne vor wissenschaftshistorisch erzeugten, künstlichen Grenzen zwischen Physischem und Sozialem zurückzuschrecken.<sup>145</sup> Die Haut – um das Eingangs zitat aufzunehmen – bietet sich jedenfalls nicht als geeignete *Beobach-*

---

138 Vgl. u. a. *Donna Haraway: The companion species manifesto: dogs, people, and significant otherness.* Chicago 2003; *Karen Michelle Barad: Meeting the universe halfway: quantum physics and the entanglement of matter and meaning.* Durham 2007; *Isabelle Stengers: And if my body was a forest? Some pragmatic considerations.* Vortrag auf der Tagung „Life and Society“, MPI für Wissenschaftsforschung Berlin 3.11.2007, unveröff. MS.

139 Vgl. *Stefan Beck, Jörg Niewöhner: Somatographic investigations across levels of complexity.* In: *BioSocieties* 1/1 (2006), S. 219–227.

140 *Jörg Niewöhner: Die zeitlichen Dimensionen von Fett – Körperkonzepte zwischen Prägung und Lebensstil.* In: *J. Niewöhner u. a. (Hrsg.): Wie geht Kultur unter die Haut (wie Anm. 13),* S. 111–140.

141 Der Begriff „relationale Anthropologie“ muss dabei aus seiner begrifflich-konzeptuellen Engführung im theologisch-ethischen Diskurs befreit werden (vgl. hierzu etwa *E. Schockenhoff, V. Wetzstein: Relationale Anthropologie – ethische Herausforderungen bei der Betreuung von dementen Menschen.* In: *Zeitschrift für Gerontologie* 38 [2005], S. 262–267).

142 Vgl. *Ian Hacking: Inaugural Lecture: Chair of Philosophy and History of Scientific Concepts at the Collège de France, 16 January 2001.* In: *Economy and Society* 31/1 (2002), S. 1–14.

143 *Ian Hacking: The Cartesian Body.* In: *BioSocieties* 1/1 (2006), S. 13–15, hier S. 15.

144 Vgl. zur relationistischen Überwindung des für westliche Philosophie charakteristischen „Objekt“-Verständnisses auch *Bruno Latour: Das moralische Gewicht eines Schlüsselanhängers.* In: *Ders.: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften.* Berlin 1996, S. 53–61.

tungsgrenze an, soll „Körper“ zum ethnografischen Gegenstand gemacht werden; hingegen sollte die Analyse der *Herstellung dieser Demarkationslinie*<sup>146</sup> und ihre alltagspragmatischen Folgen zum Thema gemacht werden.

Das Konzept einer relationalen Anthropologie bezeichnet aber nicht nur, dass Materialität, Sozialität und Symbolisches *symmetrisch* zum Thema gemacht werden müssen, sondern es erfordert auch eine neuartige, systematisch auf interdisziplinäre Kooperation angelegte *Forschungspragmatik*, die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Wissenssystemen, Denk- und Forschungsstilen (etwa der Medizin und der Ethnologie) organisiert und fruchtbar macht. Relationale Anthropologie in diesem Sinne meint, die eigenen Forschungsweisen in Hinblick auf andere Systeme von Expertise zu rekonzipieren. Bei der Entwicklung einer solchen Forschungspragmatik sind methodisch-theoretische Überlegungen hilfreich, wie sie seit einiger Zeit im Fach zur Frage des „research-up“<sup>147</sup> diskutiert werden. Verkürzt formuliert ist bei zahlreichen Ethnografien im Feld von Expertenkulturen ein radikaler Wandel der Position des Feldforschers und seiner epistemischen Praxen festzustellen: „As fieldwork has become multisited and mobile in nature, subjects are more ‘counterpart’ than ‘other.’ Fieldwork becomes implicated in the organized knowledge of its subjects [. . .]. The basic trope of fieldwork encounter shifts from, say, apprentice, or basic learner of culture in community life, to working with subjects of various situations in mutually interested concerns and projects with issues, ideas, etc. [. . .] ‘collaboration’ replaces the trope of ‘apprenticeship’ [. . .] as defining the ‘scene’ of fieldwork encounter.“<sup>148</sup>

Dieser erforderliche Wechsel von *Beobachtung/Lernen* hin zu *Mitarbeit/gemeinsam organisierten Erkenntnisprozessen* erfordert einen Doppelschritt: Einerseits sind mit den Kooperationspartnern *gemeinsame* Problemstellungen zu erarbeiten, die mit den jeweiligen disziplinären Instrumentarien bearbeitet werden können. Nur so lässt sich die unproduktive (und regelmässig scheiternde) Form der „Interdisziplinarität“ vermeiden, bei der – etwa im Rahmen der klassischen sozialwissenschaftlichen „Begleitforschung“ – aus einer (meist „mächtigeren“) Disziplin heraus

---

145 Vgl. zu einem analogen Plädoyer zur Überwindung der Grenze zwischen Technischem und Sozialem *Bruno Latour* (alias: Jim Johnson): *Mixing humans and non-humans together: the sociology of a door-closer*. In: *Social Problems* 35/3 (1988), S. 298–310.

146 *Arthur F. Bentley*: *The Human Skin: Philosophy’s last line of defense*. In: *Philosophy of Science* 8 (1941), S. 1–19.

147 *Laura Nader*: *Up the Anthropologist – Perspectives Gained from Studying Up*. In: *Dell Hymes* (Hrsg.): *Reinventing Anthropology*. New York u. a. 1969/74, S. 284–311; *Bernd Jürgen Warneken, Andreas Wittel*: *Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 93 (1997), S. 1–16.

148 *George E. Marcus*: *The End(s) of Ethnography: Social/Cultural Anthropology’s Signature Form of Producing Knowledge in Transition*. In: *Cultural anthropology* 23/1 (2008), S. 1–14, hier S. 7; vgl. zu einer ähnlichen Problematisierung am Beispiel seiner Ethnografie von journalistischen Wissenspraxen *Dominic Boyer*: *Spirit and System. Media, Intellectuals, and the Dialectic in Modern German Culture*. Chicago u. a. 2005.

eine Forschungsfrage vorgegeben wird, deren methodisch-theoretische Prämissen und Eigen-Sinnigkeiten regelmäßig nicht kritisch reflektiert werden können. Demgegenüber erfordert der Prozess einer gemeinsamen Problemformulierung zwischen den Disziplinen, dass sich alle Beteiligten intensiv über Vorannahmen, Evidenz- und Validitätsbedingungen der jeweiligen Fachkulturen verständigen und diese in der weiteren Arbeit in Rechnung stellen können. Solche interdisziplinären *Kooperationen im Modus der Forschung* erfordern weiter, dass empirische Materialien, wenn möglich, gemeinsam erzeugt und interpretiert werden und Ergebnisse – nicht nur, aber auch – in gemeinsamen Publikationen zur Diskussion in den jeweiligen Fachkontexten gestellt werden. Nur so kann die Herausforderung, in Ethnografien zunehmend in das abstrakt organisierte Wissenssystem der Forschungsobjekte „verwickelt“ zu werden (G.E. Marcus), in produktiver Form aufgegriffen werden.

### *English Summary*

STEFAN BECK: Nature | culture. Towards a relational anthropology

Taking its departure from recent calls to „unify“ the sciences of nature, society and culture, or at least „to bridge the gap“ between these fields of inquiry, the article critically reviews these propositions, mainly suggested by biologists, neurologists, evolutionary biologists or evolutionary psychologists. These motions can be interpreted as an overdue reaction to perceived shortfalls of the dominant paradigms in the life sciences – namely genetic or molecular approaches – to co-gently explain phenomena like complex diseases, organism–environment interactions, or „psycho-somatic“ phenomena. However, the suggested recourse to expand reductionistic epistemologies to social or cultural domains in order to „bridge the gap“ will be futile – as will be the insistence on „holistic“ approaches on the part of the humanities. Instead, the article argues that the history of socio-cultural anthropology / ethnology is rich in theoretical concepts to think about the interrelations of nature and culture. Starting from Rudolf Virchows concept of plasticity, Franz Boas’ notion of a somatic anthropology, and Marcel Mauss’ analysis of the cultured body, the article takes up recent ideas from anthropology, sociology, epidemiology and epigenetics to develop conceptual tools for a relational anthropology that will afford to analyze bodies as „naturecultural“.